

MILIDUCH  
ZWISCHEN VERGESSEN  
UND EWIGKEIT



Lubomír Jaroš

# MILIDUCH

Zwischen Vergessen und Ewigkeit

Eine historische Erzählung

RENECO

2009

© Lubomír Jaroš 2009

© Translation Lucie Koutníková, Marie und Peter Mayer  
2009

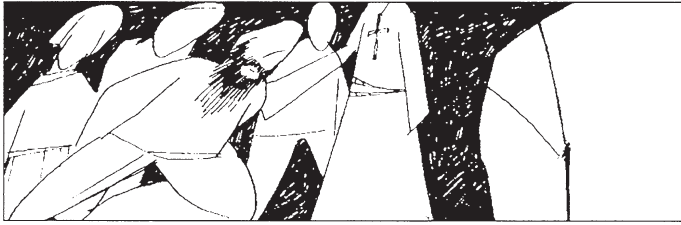
© Illustrations Petra Šnokhausová 2009

ISBN 80-86563-22-7

*Motto:*

*„Das Schicksal ist auch das, ob man es versteht.“*





## WAHL DES HERZOGS

„Was sollen wir mit ihnen machen?“ fragte den Herzog ein Mann aus seiner Gefolgschaft. Miliduch zuckte mit der Schulter und wendete langsam die Augen vom brennenden Dorf der Glomatschen ab. Vor ihm stand eine kleine Kämpfertruppe des mächtigen Herrschers Karl, die bei dem letzten Zug gegen die Südstämme einige Dörfer ausbrannte. Sie war eine der letzten Truppen, wie die sorbischen Einsatztruppen auch. Die Kavallerie nahm eine dieser Truppen gefangen.

„Fesselt sie immer zu zweit zusammen, damit sie nicht fliehen können. Die Händler aus dem Osten werden für sie ein gutes Geld zahlen.“

„Dieser Mann hatte einige von unseren Leute getötet, auch Frauen und ein Kind waren dabei, ich habe es gesehen“, schrie aufgeregt ein Mann, der aus einem ausgebrannten Dorf floh und zeigte dabei auf einen hohen, rotbärtigen Franken mit frechem Gesicht.

„Stimmt das?“ wandte sich der Herzog dem beschuldigten Mann zu. Er aber schüttelte verständnislos den Kopf, sagte dann etwas und zeigte auf die kleine Truppe.

„Wer von euch spricht unsere Sprache?“ rief Miliduch, seine Frage fand aber zuerst keine Antwort. Schließlich trat aus der Gruppe doch ein junger Mann vor.

„Ich.“

„Also, übersetze.“ Als der Soldat zu dem Rotbärtigen sprach, nützte der Herzog die Zeit, um sich den Jüngling anzusehen. Er unterschied sich von den anderen durch seine äußere Erscheinung – anstatt einer Soldatenausrüstung war er in eine herabfließende braune Kutte mit Kapuze gehüllt, die mit einem Seil umbunden war. Seine Füße steckten in hochgeschnürten Stiefeln, wie sie die einfachen Menschen tragen. Sein Blick war klug und nachdenklich, seine Bewegungen bedächtig und anmutig. Auf seiner Brust blitzte ein Kreuz. Zweifellos war es wieder einer der vielen Prediger, die durch das Land zogen. Miliduch kam aber in seiner Beobachtung nicht weiter, weil ein lautes Geschrei die Rede des Dolmetschers unterbrach. Auch ohne zu verstehen, war klar, was der Rotbärtige sagte – sein Blick war voller Verachtung. Dabei schwang er seinen rechten Arm, als ob er in die Richtung der Gruppe des Herzogs etwas werfen wolle. Ein Augenblick lang sah es sogar aus, als ob er auf die Gruppe losstürzen wolle. Ein Knüppelschlag des Wächters hielt ihn davon ab.

„Er sagte, dass er dir keine Rechenschaft ablegen werde, weil du ein Heide bist“, übersetzte vorsichtig der Mönch und schlug die Augen nieder.

„Er verachtet uns also, weil wir Heiden sind“, wiederholte Miliduch langsam. „Und Mord, Raub und Brandstiftung“, blickte er den Dolmetscher scharf an, „das ist in Ordnung? Ich weiß, sie verbreiten einen neuen Glauben. Aber was soll es für ein Gott sein, der Frauen- und Kinderblut trinken will?“ Nach den Worten des Herzogs trat Stille ein.

„Ich bitte dich aber trotzdem“, antwortete mit kleinem Zaudern der Mönch, „verschone sein Leben.“

Miliduch hob erstaunt die Augenbrauen hoch.



„Warum? Weil er christlichen Glaubens ist?“ Der Mann schwieg eine Weile.

„Auch“, sagte er schließlich. Der Herzog stemmte die Hände in die Hüften und fragte erstaunt:

„Für dich sind also nur Christen Menschen, egal, wie sie sind?“

„Erlaube...“

„Das genügt. Predige den Eigenen. Die haben es nötig“, unterbrach ihn Miliduch energisch und drehte sich seiner Gefolgschaft zu.

„Der Rotbärtige soll bekommen, was er verdient, und die anderen bindet zusammen, wie ich schon sagte. Diese Nacht bleiben wir hier, schlägt das Lager auf.“ Hinter ihm waren die Schmähungen des Rotbärtigen zu hören, der begriff, dass er eben sein Leben verloren hatte.

Miliduch schenkte ihm aber keine Beachtung mehr. Er dachte über die Worte des Mönchs nach. Der Franke fand seine Fürbitte, da der christliche Glaube sie verband, das ist klar. Aber der Mönch verriet nicht den Hauptgrund. Ja, er hatte zwar recht darin, dass dieses Töten nirgendwohin führt. Ein Blutvergießen fordert neues Blut, die Rache folgt auf Rache. Aber auf die andere Seite, ein Verbrechen darf nicht unbestraft bleiben. Das gilt hoffentlich auch bei denen. Die einzige Lösung wäre, die Kriege zu vermeiden, die das Leid nach sich bringen. Eine Friedensabsprache mit allen Nachbarn zu treffen. Das aber erfordert viel Zeit, einen guten Willen, klaren Kopf und auch eine feste Hand. Man braucht einen starken Herrscher also, wie die Franken ihn haben. Hoffentlich finden wir einen solchen einmal... Er lies den Übersetzer vortreten und fragte ihn dann ohne Umschweife:

„Wie ist es möglich, dass du so gut unsere Sprache sprichst?“ Der Mönch heftete seine tiefen Augen an Miliduch und streifte das Haar von seiner Stirn weg.

„Ich bin ein Gottesdiener“, antwortete er sanft, „und ich suche für sein Wort einen fruchtbaren Boden.“

„Danach habe ich nicht gefragt.“ Der Mönch unterbrach sich und sagte schließlich:

„Unsere Sprache verstehe ich deshalb, weil meine Mutter sie mir beigebracht hat.“

„Ein Späher!“ „Ein Überläufer!“ war es auf einmal aus vielen Mündern zu hören.

„Herzog, hänge ihn auf, gleich neben dem verfluchten Rotfuchs“, schlossen sich gleich andere an.

Miliduch atmete tief durch. Er wusste, wie oft in fremden Truppen Menschen eigenen Blutes zu finden waren. So manche eigene Hand hob sich gegen die andere. Auch der Verrat war nicht selten.

„Wie heißt du?“

„Wenedus. Mein Name gehört Gott.“

„Und wie heißt dein Name in unserer Sprache?“

„Ich habe keinen anderen Namen.“

„Also gut. Wie hatte man dich zu Hause genannt?“ Ein Hauch des Spottes war in der Stimme des Herzogs zu spüren. Der Junge antwortete nicht, seine Hand umklammerte das Kreuz und seine Augen hoben sich zum Himmel hoch. Miliduch fuhr mit der Hand durch seine rabenschwarzen Haare. Die Sachen nahmen einen anderen Lauf, als er wollte. Es war höchste Zeit, das Gespräch zu beenden.

„Lasst den Mönch frei. Alles andere, wie ich gesagt habe.“ Er überging den letzten Versuch des Mönches um Gnade für den Rotbärtigen und wandte sich dem Junker zu, der nach ihm verlangte.

Der Abend brach an. Die Ebene wurde von hohen Feuern erleuchtet, um die sich das Kriegsvolk des Herzogs,

der Lechs und der Gaugrafen versammelte. Über das Land erklangen die ersten gedehnten Lieder, die von Pfeifen begleitet wurden. Miliduch besuchte zuerst die eigene Feuerlager, um seinen Treuen ein paar ermutigende Worte zu sagen. Er lobte manche tapfere Tat oder klopfte einigen Kämpfern auf die Schulter. Danach begab er sich zu den anderen Vormännern, die sich inzwischen zur Beratung einfanden. Das letzte kleine Gefecht war nicht sehr schlimm, deshalb fehlte auch keiner, außer dem Semil und den Sahoraci. Nur hie und da leuchteten in der Dunkelheit die hellen Leinenwickel auf, welche die in der Eile verbundenen Verletzungen bedeckten. Am nächsten Morgen, beim Tagesanbruch, werden alle in ihre Heimat fahren, genauso, wie heute die letzten Franken hinter dem Horizont verschwanden. Ihr Vorrücken gegen die Luzener, Pschowanen und die anderen Südstämme, die Sahoraci genannt wurden, weil sie von den anderen Sorben durch Berge getrennt waren, konnte nicht aufgehalten werden. Die Glomatschen unter der Führung des Semils, die sich den Franken stellten, wurden - dank der Gefangennahme der Söhne des Semils, oder wie man so sagt, durch die „Entgegennahme der Geisel zur Bekräftigung und Stärkung des Friedens“, zu Verbündeten der Franken. Die übrigen sorbischen Truppen fanden sich nicht rechtzeitig zusammen und fingen deshalb auf dem Gebiet der Glomatschen nur einige zerstreute Kampftruppen ab.

„Ah, hier bist du ja, Miltsch.“ Der Leipziger Herzog Schitnik begrüßte seinen Freund lächelnd. „Junge, mit dir gelingt uns alles. Wenn du nur ein wenig früher gekommen wärest, hätten die Franken nicht gut lachen. Das war sehr schlau, ihnen aus der Schlucht heraus in den Nacken zu fallen.“

Die Dummköpfe, sie haben uns überhaupt nicht bemerkt!“ Der gesprächige Freund unterbrach sich für einen

Augenblick, um einen weiteren Schluck aus dem Lederbeutel zu trinken. Miliduch widmete sich inzwischen seinem Braten, der ihm gebracht wurde. Er kannte seinen Freund Schitnik sehr gut und wusste deshalb, dass seine Rede erst jetzt anfängt.

„Fahre morgen nicht nach Hause, ruhe dich bei mir in Leipzig aus“, Schitniks schneeweiße Zähne strahlten und er verpasste Miliduch einen anständigen Klaps auf den Rücken, bis sich dieser verschluckte.

„Bei Perun, Schitnik, was dem Franken nicht gelungen ist, das gelingt heute dir“, lachte von der anderen Seite der Wojislaw von dem Stamm der Coledici und ein entfernter Verwandte Schitniks. Er führte eine kleine Truppe des Semils an, die den Franken entschlüpfte. Sein Blick war bereits so vernebelt wie die hereinbrechende Nacht, und es dauerte nicht lange und er fiel ins Gras um. Ein Pfeifton, der seinem halb offenen Mund entkam, verriet, wie tief der Schlaf ihn überfiel.

„Ein mutiger Kämpfer und ein guter Mann“, nickte Miliduch lächelnd, mit dem Kinn hin zum Schläfer zeigend, und als sein Blick alle anderen streifte, sagte er: „genau wie wir alle.“ Der Schitnik nickte verlegen. So wie Wojislaw, auch er gehörte zu dem Stammesverband der Glomatschen und warf sich vor, dass er dem Semil nicht früher zur Hilfe kam. Wenn auch er erst auf ein verabredetes Zeichen aufbrechen sollte, der wahre Grund seiner Verspätung war, dass er auf Miliduch wartete. Die beiden haben bereits das dreißigste Jahr überschritten und schlossen eine feste Freundschaft. Dabei waren beide so unterschiedlich – der Schitnik war von stämmiger Gestalt, hatte breite Schultern, und sein immer leicht angespanntes Gesicht zeugte von einem energischen Geist. Der Miliduch dagegen war vom Körperwuchs größer und sein Wesen

nachdenklicher. Die beiden waren wie ein Stier und ein Ross, wie ein Fluss, der hundert Mal den Stein umdreht und wie ein Teich, der den Stein bewahrt und dessen Wasser schweigen. Aber wehe dem, der diese Ruhe mit böser Absicht zerstören wollte. Miliduch warf sich dem Gegner wie eine Flutwelle entgegen, um unmittelbar darauf zu seiner Ruhe zurück zu kehren.

Die Männer freundenen sich während eines Kriegszuges nach Thüringen an. Der Schitnik lud den Waffenfreund auf sein Gehöft ein, wo er ihn mit Radmila, seiner späteren Frau, bekannt machte.

„Ich danke dir für die Einladung, aber mit dem Besuch bist jetzt du dran. Glaube mir, Schitnik“, fügte er friedlich zu, als er seine ablehnende Bewegung bemerkte, „dass ich zu dir komme, wenn es nur möglich wird. Mit meiner ganzen Familie, dass du was zu füttern hast. Aber jetzt muss ich heim, meine Radka und die Kinder habe ich zuletzt noch vor dem jüngsten Vollmond gesehen und schau, bald ist der nächster da. Auch muss ich mit unseren Leuten auf den Feldern nach dem Rechten sehen, das Heu für den Winter ranschaffen...“

In seinen Worten tönte ein wehmütiger Ton mit. Schitnik saß, das Gesicht dem Feuer zugewandt und kaute langsam an einem Bissen, und sein nickender Kopf offenbarte, dass er den Freund verstand.

„Was sagt ihr zu Semil?“ wandte sich an beide Diwok, der tapfere und gnadenlose Führer der Nisani.

„Ohne seine Leute wäre die Hälfte von uns tot. Die Franken hatten gute Verstärkungstruppen.“ Diwoks Stimme klang scharf und boshaft.

„Was sollte er denn deiner Meinung nach tun?“ antwortete ruhig Schitnik, „seine beiden Söhne wurden gefangen genommen. Bei Perun, sollen sie doch beide heil wiederkommen.“

„Larifari. Wenn er das Zeichen rechtzeitig gegeben hätte, würde heute der Franke im eigenen Blut baden. Aber nein, der Semil wollte die ganze Beute für sich allein. Freilich, das Feuer hatte er angezündet, als er sah, dass er dem Franken nicht gewachsen ist. Was er konnte, das hatte er aber verpatzt. Er hatte einen zu fetten Bissen genommen und erstickte daran. Das geschieht ihm recht.“

„Ich würde nicht so streng richten über ihn.“

„Du, Miltsch, würdest du es genauso tun?“ schnauzte der Diwok den Herzog an. Kampflustiger Geifer, von Wein bestärkt, loderte in ihm.

„Warum ich? Es kommt doch ganz auf die Umstände an. Semil fürchtete den Schmerz nicht, er flüchtete nicht vom Kriegsfeld, aber das, was geschah, hatte ihn doch schlimmer getroffen als ein Pfeil. Er liebt seine Söhne, das weiß doch jeder.“ Miliduch zog den Weinbeutel hervor und trank einen tiefen Schluck. „Wir kamen zu spät.“

„Und die Abodritenhunde haben dabei fröhlich gebellt“, Diwok verzog das Gesicht. Alle wurden ernst. Es war nicht das erste Mal, dass die slawischen Abodriten gegen das eigene Blut die Franken unterstützten. „Wer wird uns jetzt führen?“ fügte der Herzog schließlich hinzu, und seine letzten Worte schlugen in die Runde ein, wie ein eisiger Regen. Weil die Franken Semils Söhne festhalten, kann er die Sorben nicht weiter führen. Die herzogliche Stelle wurde plötzlich bedrohlich leer, und es war notwendig, sie wieder neu zu besetzen. Die Wahl könnte sich aber verzögern und die Stämme könnten miteinander in Streit geraten. Das würden die Sorben in diesen schlimmen Zeiten am wenigsten brauchen. Schitnik brach das tiefe Schweigen.

„Was Diwok sagt, ist richtig. Wir brauchen einen starken und klugen Mann an unserer Spitze, einen, der uns vor den Franken beschützen wird. Ich kenne so einen.“

„Sollten wir nicht auf die Versammlung warten?“ meldete sich Jawor, der Anführer der Lusizi.

„Wozu? Sind wir denn nicht fast alle hier?“ Also außer den Sahoraci, Semil und Schelen von den Lagoschans, er ist fieberkrank.

„Ich kann mir nicht helfen“, setzte der Jawor hartnäckig fort, „meiner Meinung nach sollten bei der Wahl auch die anderen dabei sein. Vor allem die Sahoraci. Ich nehme an, dass die Franken bei ihnen nicht lange bleiben. Sie nehmen alles mit, was sie tragen können, aber zu den Burgen und in die Wälder trauen sie sich nicht. Sie werden auch vor Semils Leuten Angst haben, dass man ihnen nicht in den Rücken fällt...“ Jawors Widerrede wurde von Diwok unterbrochen.

„Du hast gesagt, Schitnik, das du einen Vorschlag hast. An wen hast du gedacht?“

„Er sitzt unter uns“, versetzte der Gefragte und rieb seinen Kinnbart.

„Also sprich dich endlich aus! Oder meinst du etwa dich selbst?“ Unter den Baumkronen hallte ein Lachen nach.

„Ich meine nicht mich. Ich denke an Miliduch!“ Der Kreis rings ums Feuer verstummte angespannt. Die Augen der Männer suchten das Gesicht von Miliduch. Dieser schaute Schitnik überrascht an und sagte nach kurzem Schweigen zögerlich: „Wie bist du darauf gekommen? Es gibt hier doch geeignetere Männer, als mich. Dich zum Beispiel, oder hier den Wolk. Oder erinnert euch an Golubatsch, wie er sich und seine Leute im Kampf gut bewährten. Oder der Zeis...“

„Was du sagst, das stimmt. Unter uns sind wirklich viele gute Männer“, unterbrach ihn der Schitnik, „aber führen kann uns nur einer. Was sagt ihr, Brüder, dazu?“

„Ich meine“, antwortete nach kurzem Zögern der weißhaarige Lutognew, „dass Miltsch eine gute Wahl ist. Keinem von uns hatte er was Böses getan, das Vieh hatte er nicht weggejagt, die Ernte nicht geraubt, das Gesinde nicht erschlagen. Außerdem, er hat einen guten Kopf, und im Kampf läuft er nie weg.“

„So ist es“, nickten die Vormänner und am meisten der Wojislaw, der gerade aufwachte. Es war ihm peinlich, dass er den Anfang einer so wichtigen Wahl verschief.

„Semil würde mit dieser Wahl nicht einverstanden sein. Außerdem, er ist immer noch Herzog“, meldete sich plötzlich der Krut, der Herzog der Lowens. Sein Land grenzte an das Frankenreich und er selbst war durch viele rege Verbindungen mit den Thüringern und den Bayern bekannt.

„Aber er, wie du siehst, sitzt nicht mit uns hier und er wird hier wahrscheinlich auch nicht mehr sitzen“, entgegnete betroffen Lutognew. „Du bist dagegen?“

„Ja, das bin ich. Die Herrscher stammten immer von den Glomatschen oder von den Sorben ab. Einer von dort, aus dem Osten, hat uns bis jetzt nicht geführt. Aber das ist nicht die Hauptsache. Man sagt, das Miliduch nicht sehr viel an unsere Götter glaubt.“

„Also, was die Glomatschen angeht, für die spreche jetzt ich. Aber wenn es darauf ankommt, Semil und ich, wir sind aus demselben Stamm und zwar von einem älteren, als deiner ist. Und was Miliduch betrifft, er hat auch hervorragende Vorfahren. Und er ist noch dazu mit unserer Radka verheiratet. Und dass gerade du dich für unsere Götter einsetzt, das ist wirklich zum Lachen. Wie ich gehört habe, findet man bei dir wegen lauter Christen keinen Sitzplatz mehr vor.“ Schitniks Worte waren messerscharf. „Und überhaupt, ich wundere mich, dass du hier unter uns sitzt und nicht hinter dem Pferdehintern irgendeines Franken



marschierst.“ Der Krut zuckte auf, wandte sich zum Schitnik hin und warf ihm einen gehässigen Blick zu. Die Flammen färbten seine Wangen rot. Es schien, als woll er im nächsten Augenblick auf ihn losstürzen. Ihre Gefolgschaft wurde auch aufmerksam.

„Überlege dir gut, was du sagst“, zischte der Krut gehässig durch die Zähne.

„Hör auf, dich aufzublasen und schlage etwas Besseres vor, wenn du jemanden kennst. Außer dir natürlich.“ Der offene Hohn nahm dem Krut die Worte weg. Seine rechte Hand schob sich langsam zum Messer an seinem Gürtel. Die anderen Männer richteten sich auf und beobachteten gespannt die beiden Gegner.

„Aber Brüder, lasst doch den Streit“, wollte Lutognew das Zerwürfnis beruhigen. „Sprecht euch doch erst nach der Wahl aus. Ist noch jemand gegen den Miltsch?“ fragte er unruhig. Alle waren irgendwie anverwandt und der Streit eines unter ihnen könnte in einen offenen Kampf der anderen ausarten und den Zerfall der bisherigen sorbischen Einheit nach sich ziehen.

Die Vormänner schwiegen, ihre Lippen waren gespitzt, als ob diese Frage sie nichts angehe. „Keiner also...“, er überflog alle mit einem prüfenden Blick und stand gemessen auf. „Miliduch,“ brachte er feierlich vor, „du wurdest gewählt, um uns zu führen und um unser Vermögen und Leben zu wahren. Und das auch zum Preis des eigenen Lebens.“

„Nimmst du dieses Angebot an?“ Augen aller Anwesenden hefteten sich neugierig an des Herzogs Gesicht. Miliduch schaute sich um, stand dann langsam auf und sagte:

„Nie hätte ich gedacht, dass ihr gerade mich als Herzog wählen würdet. Das ist euer Wunsch, und ich kann ihn nicht abschlagen. Ich danke euch. Ich werde alle meine Kräfte

anspannen, um euer Vertrauen und eure Hoffnungen nicht zu enttäuschen.“ Nach seinen Worten brach eine ungeheuchelte Begeisterung aus. Jeder wollte dem neuen Herzog gratulieren, ihn umarmen, ihm die Hand schütteln oder ein paar Worte sagen. Die Freude der Vormänner entsprang nicht nur der guten Wahl, sondern vor allem der Erleichterung, dass man eine heikle Sache so gut gelöst hat und so einer gefährlichen Zwietracht ausgewichen ist.

Die Nachricht flog von Feuer zu Feuer. Miliduchs Leute brüsteten sich stolz, dass der Herrscher sorbischen Blutes ist. Ganz zu Recht. Der Herzog war nicht irgendjemand, er hatte das Recht, die Versammlungen einzuberufen, die Streitigkeiten zu richten und vor allem, seine Leute vor der Gefahr zu schützen und sie in den Kampf zu führen. Heutzutage, da der Druck der Franken immer stärker wurde, und kein Jahr verging, ohne dass wieder ein Angriff der Leute Karls auf Sorbenland vorgefallen wäre und nur ödes Land hinterlassen hätte, wuchs die Bedeutung des Herzogs, weil dieser eine lebenswichtige Größe darstellte. Die Sorben brauchten jemanden, der imstande war, sich mit Schild und Verstand dem Frankenherrscher zu stellen. Das wussten alle. Neu war, wie bei der Wahl Krut richtig bemerkte, dass dieses bedeutende Amt nun jemand aus dem ostsorbischen Gau antrat.

Die Gespräche und Lieder klangen tief in die Nacht hinein. Miliduch ging zusammen mit Schitnik und einigen weiteren Gefährten über den Lagerplatz und redete mit den Vormännern und auch mit den einfachen Menschen. Er befragte sie über ihre Gesundheit, ihre Sorgen und Umstände und prägte sich alles genau im Gedächtnis ein. Hier und da versprach er, einen Streit zu schlichten, nahm Einladungen zu Besuch, zur Feier oder zur Jagd entgegen. Zum Nachtlager kehrte er erst vor dem Tagesanbruch

zurück. Er wechselte noch ein paar Worte mit Boschetech, dem Heidepriester des Schwarzgottes und legte sich dann zum kurzen Schlaf nieder. Der Priester wachte jedoch noch.

Boschetech wurde verehrt und auch gefürchtet. Sein dunkles Haar umrahmte die sonderbaren, weit voneinander sitzenden Augen, die alles scharf beobachteten. Aus seinem rötlichen, braungebrannten Gesicht ragte ein spitzes, bärtiges Kinn vor. Von seiner Tapferkeit wurden Legenden erzählt, aber aufgrund seines Amtes und der Abgeschlossenheit des Gotteshauses griff er in das Leben der anderen nur bei Opfern und bei Feldzügen ein. Zu seiner Einsamkeit trug Boschetechs herrisches, hitziges, rauflustiges und streitsüchtiges Wesen bei. Auf der anderen Seite gab es keinen aufrichtigeren Verteidiger des Sorbenlandes und seines Volkes, seiner alten Bräuche, Gewohnheiten und Götter, die er vor dem Volk vertrat. Jetzt dachte er die ganze Nacht über Miliduch nach - über seine Erhebung in das herzogliche Amt, über Kruts Worte, über die Freilassung des fränkischen Predigers und über die kommenden Zeiten. Boschetechs Gesichtsausdruck war finster und aus seinen Augen schossen Blitze, als sollte ein Gewitter kommen. Vor allem die Freilassung des Predigers gefiel ihm nicht. Auch fürchtete er Miliduchs Abkehr vom Glauben der Ahnen. Er brachte zwar Geschenke, fragte nach Prophezeiungen, aber Boschetech fand keine tiefere Ergriffenheit, keine fromme Ergebenheit und Furcht vor den hohen Mächten in ihm vor. Krut traf es genau, obwohl er am wenigsten selbst etwas zu sagen hätte. Bei Krut wäre die Frage angebracht, warum er gerade jetzt damit rauskam. Seine Verbindung zu den Franken war doch allgemein bekannt.

Boschetech schaute sich um. Der Tag dämmerte herauf. Miliduch wollte sich so bald wie möglich auf den Weg machen, ein weiter Weg wartete auf sie. Aus den verlöschenden

Feuern stiegen Rauchscheier zum Himmel empor und der Anblick der Schlafenden mutete an wie ein verlassenes Schlachtfeld. Der neue Herrscher lag einige paar Schritte vor ihm, ein Fell deckte ihn zu. Sein Kopf lag auf einem weichen Rasenstock. Er atmete regelmäßig, die Lippen ein wenig geöffnet, es sah aus, als würde er lächeln.

Der Priester dachte an dessen Jugend zurück. Der Tempel des Schwarzgottes war von Budissin kaum eine halbe Tagesreise entfernt, Miliduchs Vater und Großvater fuhren oft hierher. Boschetech wurde damals in die Geheimnisse der Gottessdienste und Prophezeiungen eingeweiht, und der etwas jüngere Miltsch, wie er zu Hause hieß, begleitete dorthin seine Ahnen. Bald kam man sich näher und ihre Beziehung hielt dann bis in das Erwachsenenalter an.

Auch ich war als Junge manchmal bei ihm in Budissin, erinnerte sich Boschetech weiter. Zum letzten Mal, als sein Großvater begraben wurde, nach ihm haben die Menschen die Festung und den Ort benannt. Miltsch trug schwer an diesem Verlust, der alte Budysch zog ihn groß und hat ihm vieles beigebracht. Er ersetzte ihm eigentlich den Vater, weil der die meiste Zeit auf der Jagd und im Krieg verbrachte, und aus einem kehrte er dann nicht mehr zurück. Auch das Wesen der beiden war ähnlich - nur mit dem Unterschied, dass man am Großvater seine scharfe Urteilsfähigkeit und Intuition schätzte, beim Enkel dagegen eher sein freundliches und feinführendes Verhältnis zu seinen Mitmenschen bewunderte. Dieser wichtige Wesenszug fand seinen Niederschlag auch in Miliduchs Namen.

Als Miltsch später die Herrschaft über den ganzen Gau übernahm, trugen seinen Namen nicht nur die Stammesangehörigen. Zu den „Milzenern“ meldeten sich nach und nach auch entferntere Junker, Ortsvorsteher und auch kleine

Landesherrn. Wenn Miliduchs Großvater der Ortschaft Budissin den Namen gab, wuchs um seinen Enkel ein starker Stamm heran.

„Was hockst du hier? Passt du auf?“ Schitniks aufgeräumte Worte unterbrachen Boschetechs Gedanken. Boschetech drehte sich zu dem Ankommenden um, und entgegen seiner Gewohnheit antwortete er friedlich:

„Ach was, ich denke über Miltsch nach.“

„Wieso denn über den, ist etwas nicht in Ordnung?“ Schitnik schaute prüfend in sein Gesicht. Boschetech übte sein bedeutendes Amt über seinen eigenen Stamm hinaus, aus. Zum Schwarzgott zur Beratung kamen die Sorben vom weit her. Seine Prophezeiungen schätzte man mehr, als die des Mojba aus den Zittauer Bergen, oder von dem näher gelegenen Weißgott, dessen Tempel etwas näher und südlicher auf einem Hügel stand. Sollte Miltsch diesen mächtigen Mann nicht auf eigener Seite haben, könnte es ihm durchaus schaden.

„In Ordnung, oder nicht, alles zeigt die Zukunft“, versetzte trocken der Priester und stand auf. „Es ist Zeit zur Abfahrt.“

„Ich wecke die Jungen auf. Wir haben zum Teil einen gemeinsamen Weg, so wird er schneller vergehen.“

Das Lager wurde langsam wach. Auf dem weitläufigen Lagerplatz wurden langsam die vereinzelt liegenden Lederpakete munter, aus denen die Köpfe des Kriegsvolkes verschlafen herauschauten. Männer, die früher aufgewacht waren, wuschen schon ihre Gesichter im Bach. Unter ihnen auch Miliduch. Seine durch die Kälte steifen Glieder wärmte er durch einige Bewegungen, bis in ihnen das Blut wieder richtig floss, mit einem nassen Kamm richtete er seine Haare und machte sich dann zu seinem Gefolge auf.

„Aufstehen, Männer. Verteilt die Vorräte und gebt auch den Gefangenen. Das Wetter ist günstig, so dass wir abends zu Hause sein können. Was willst du wieder?“ Die Frage galt Weneden, oder Wenek, wie die Männer flink dessen Namen anpassten. Seine Augen strahlten sonderbar.

„Ich möchte gerne den Arnulf begraben. Auf christliche Weise.“

„Ach so, den Rotbärtigen“, schaute der Herzog zu der ausladenden Buche hin, wo der Franke noch in der Leder- schlinge hing.

„Meinetwegen“, winkte er mit der Hand ab und begrüßte Wojislaw, der sich beim Gehen noch den Gürtel richtete. Danach kamen auf Miliduch auch andere zu und verabschiedeten sich von ihm und seinen Leuten herzlich. Schließlich zerfiel der Ameisenhaufen in einzelne Gruppen, die in die Richtung ihrer Heimat aufbrachen. Man hörte noch das Antreiben der Pferde, die letzten Abschiedsgrüße, die letzten Scherze und Bestellungen. Und der alte Wald rings herum schluckte dann langsam eine Truppe hinter der anderen.

Die Glomatschen und Miltsch brachen in östliche Richtung auf. Ihre Herrscher fuhren auf den Pferden nebeneinander und während der gemeinsamen Unterhaltung erteilten sie ab und zu einen Befehl oder Hinweis für das Fußvolk.

„Wie ich schon gesagt habe, wir sollten uns öfters sehen. Die Familienbande stärken. Die Zeit ist unsicher, der Franke breitet seine Krallen aus und man kann nie wissen, wann uns der Tod, die Morana, ereilt. Auch die Frauen haben gesagt, dass sie dich und Radka mit den Kindern gerne sehen würden.“

„Schitnik, du hast geschäftige Frauen. Soviel Arbeit, die sie zusammen mit dem Dienstvolk schaffen - die Wirtschaft

wächst dir nur so vor den Augen. So viel Vieh, Schweine und Getreide hat vielleicht niemand. Und eine Unzahl an Gesinde dazu.“

„Na, was das angeht, es geht uns gut“, lächelte Schitnik geschmeichelt. „Mein Leipzig ist reich. So mancher Edelmann kommt zu mir und fragt, ob ich vielleicht nicht zaubern kann. Vielen geht es angeblich nicht so gut. Am meisten macht mir der verfluchte Karl Sorgen!“ wurde er auf einmal zornig. „Gerade heuer, es gab eine gute Ernte und anstatt, dass man mäht und bindet... Schade um jedes Wort.“

Miliduch entgegnete nichts. Seine Augen waren abwesend, als würden sie in das Innere schauen. Schitnik fasste mit der rechten Hand seine Schulter und schüttelte ihn leicht.

„Worüber grübelst du nach?“

„Über deine Worte.“

„Na und?“

„Du, Schitnik, ich weiß nicht. Ich dachte viel über den Karl nach. Es ist wahr, dass wir ihn schon satt haben. Er hält sich für den Weltalleinherrscher, für Gott, und dabei schickt er das schlimmste Lumpengesindel auf uns los. Und wohin er nicht selbst kann, dorthin schickt er seine Prediger. Es wird nicht lange dauern und das Land wird voll sein von ihnen.“

„Warum also hast du dem, wie hieß er nur, die Freiheit wieder gegeben?“ schüttelte Schitnik erstaunt den Kopf. „Du hättest einen Sklaven mehr haben können. Wenigstens dafür könnte er gut sein.“

„Auf der anderen Seite“, sprach Miliduch bedachtsam weiter, „können wir ihm nicht absprechen, dass er geistvoll und weitsichtig ist. Schau nur seine Waffen an, oder wie er die Klöster und Burgen gründet und wie er auf seinem Hof die Musik und Pracht pflegt...“

„Und du warst bei ihm in Aachen?“

„Nein, war ich nicht. Aber das ist nicht so wichtig. Ich habe es von Leuten, von Händlern und so gehört. Einfach so“, Miliduch atmete tief ein, „wir haben von ihm auch viel zu lernen.“

„Sollen wir für ihn vielleicht einen Ehrenbogen aufbauen und die Arme ausbreiten – nehme nur, unser Herrscher, nehme alles, was dir nur gefällt. Frauen, Sklaven, Getreide – alles ist deins. Jetzt weiß ich nicht, ob ich dem Krut nicht recht geben sollte.“ Schitniks Worte klangen bitter, schmerzhaft. Miliduch schaute für einen Augenblick seinen Freund an.

„Wer spricht denn von einem Ehrenbogen? Es geht nur darum, von den Franken alles zu übernehmen, was uns zu Nutze sein kann – ein gutes Schwert schmieden zu können, feinen Stoff zu weben, schöne Becher, starke Rüstung herzustellen. Nicht kaufen, selbst machen! Damit wir stark werden und die Franken uns nicht in die Enge treiben können. Dass wir auch ohne sie fertig werden, wenn schlechte Zeiten an unsere Tür klopfen. Diesem Ziel müssen wir vieles opfern, nur das eine nicht: unsere Freiheit.“

„Wie willst du das erreichen?“ fragte Schitnik erstaunt. Obwohl er seinen Freund bereits lange Jahre kannte, konnte er ihn immer durch etwas überraschen.

„Ich habe eine gewisse Vorstellung. Eigentlich brachte mich der junge Mönch auf diese Idee“, lächelte verschwörerisch Miliduch, der ganz gerötet von der vorigen Erklärung war, erklärte dann Schitnik langsam, gründlich und sachlich den ganzen Plan. Als er aufhörte, schüttelte der Freund misstrauisch und gleichsam mit Bewunderung den Kopf.

„Das kann dir nicht gelingen.“

„Vielleicht, aber es gibt keinen anderen Weg. Ich wollte darüber mit dem zukünftigen Herzog sprechen, aber nicht



einmal im Traum wäre mir eingefallen, dass ich es selbst sein werde. Na, ich werde schon damit irgendwie fertig werden. Alle guten Dinge brauchen eine gewisse Zeit.“

Vor dem Menschenzug dehnten sich Wälder aus, die den östlichen Rand der Felder und Wiesen umrahmten. Die hochgewachsenen Buchen nahmen nach und nach die ganze Stärke der Kriegersleute auf, die sich in zwei Züge teilten – der eine Zug ging nach Leipzig, der andere nach Budissin. Schitnik und Miliduch blieben kurz stehen und stiegen von ihren Pferden ab.

„Miltsch, ich habe keinen besseren Freund, als dich“, verabschiedete sich gerührt der Schitnik. „In allem, was du unternimmst, kannst du mit meiner Unterstützung rechnen. Bei Perun, soll dir doch alles gelingen!“ Er umarmte Miliduch fest, sprang aufs Pferd, winkte zum Abschied, und schon war er hinter den anderen in der grünen Dämmerung verschwunden.

Auch Miliduch setzte den Weg fort. Er holte die Spitze des Zuges ein, wo die Reiterschar voranschritt. Der Zug wurde von einer großen Gruppe des Fußvolkes abgeschlossen. Man kam zügig voran. Als vor ihnen die Elbe scharf und hell zu glitzern begann, hatte die Sonne bis zu Mittag noch einen guten Weg zurückzulegen. Die Überfahrt über den Fluss ging glatt – die in der Eile gezimmerten Flöße, die der schnellen Überführung zum Schlachtfeld hin dienten, lagen immer noch am Ufer. Das Fußvolk nutzte sie jetzt. Die Reiter schwammen auf den Pferden durch den Fluss. Miliduch überwand den Fluss als erster und setzte sich dann ins Gras. Einen Grashalm im Mund, beobachtete er das Treiben seiner Leute, von denen jeder genau wusste, was er tun soll. Plötzlich spürte er fast schmerzlich die ungewohnte Schönheit des Tages – die Pferdebügel, die den Wasserstrom teilten, die wohlgebauten Männer,

deren kräftige Arme, die langen Staken umfassend, die Flöße langsam voranschoben, und rundherum das satte Grün des Ufers, die singenden Vögel in den Bäumen und der strahlendblaue Himmel mit der brennenden Sonne über seinem Kopf.

Der Herzog schaute zu dem gegenüberliegenden Ufer hin. Er hatte das Gefühl, als ob er dort sein vergangenes Leben gelassen hätte. Hier, die Schönheit des Tages, dort erschlagene Menschen, Flammen, der erhängte Franke, der Mönch und die Herzogwahl – als ob das alles nicht in sein Leben gehören würde und sich vor einer langen Zeit, in einem einzigen Augenblick, abgespielt hätte. Woran liegt es, dass ich das eine so lange Zeit nicht sehen wollte, fragte er sich selbst – das Leiden der Verwundeten, die ausgebrannten Dörfer, die offenen Augen der Toten, das Klagegeschrei der Frauen und die erschrockenen Kinder. Wozu das Ganze? Für die ruhmvolle Heimkehr mit reicher Beute, für die vergängliche Bewunderung der Menschen, oder um der Sehnsucht nach denen, die solches Glück in der Schlacht nicht hatten, zu entkommen? Deshalb nicht, gab Miliduch traurig zu, ich habe das gleich am Anfang gespürt, die ganze Vergeblichkeit dieses Lebens, aber ich wollte nicht verstehen, warum es so geschieht. Ich wollte auch berühmt, reich und mächtig sein, so wie auch die anderen es wollten. Wie die Welt so ist. Und jetzt, wenn ich schon weiß, dass ich das nicht mehr will, muss ich es nun tun, weil ich Herzog bin und von mir das Leben der anderen abhängt.

Vom anderen Ufer kam das Floß mit den Gefangenen näher. Vorne stand Wenek, wie man ihn auch nennt. In der Hand hielt er ein Kreuz, das von seinem Hals hing. Miliduch wartete, bis die Fähre anschlägt, und nickte zum Zeichen, dass er aussteigen solle.

„Ich will meine Brüder in der Not nicht verlassen“, antwortete Wenek auf die nicht ausgesprochene Frage.

Miliduch klatschte mit der Hand in sein Genick und warf die getötete Bremse ins Wasser.

„Du sollst übersetzen“, sagte er mit rauer Stimme. In Weneks Blick war Angst zu lesen. Miliduch erhöhte seine Stimme.

„Karls Menschen, jetzt hört gut zu, was ich euch zu sagen habe“, mit gespreizten Beinen stand er vor ihnen, während der Mönch gehorsam übersetzte. „Ich begnadige sie...“ Als dies der erstaunte Wenek übersetzte, rissen die sorbischen Soldaten ihre Augen verständnislos auf. Sie hatten das Gefühl, als würden sie träumen. Für so viele gut genährte, gutgebaute und im Kampf geübte Männer würde man von den Händlern aus dem Osten einen ganzen Haufen Silber, schöne Waffen, Pferdegeschirre oder Schmuck für die Frauen bekommen. Und der Herzog lässt sie frei! Man hatte ihnen zwar die ganze Ausrüstung genommen, und die hat sich sehen lassen - die Sturmhauben, die Lanzen, schöne Schuhe, die Ringelhemden, oder die Kniewärmer, alles schön anzuschauen. „Jesus selbst hatte nicht mehr an!“ grinsten sie, als sich die Franken bemühten, ihre Nacktheit mit der übriggebliebenen Wäsche zu bedecken.

„Sagt euerm Herrscher, dass die Sorben keinen Krieg wollen. Wir wollen euer Vermögen und euer Leben nicht, wir wollen aber auch nicht die unsrigen verlieren. Richtet ihm aus“, er wartete ab, bis Wenek zu Ende übersetzte, „dass er sonst aus unserem Lande genauso heimgeschickt wird, wie ihr heute.“

„In dem besseren Fall“, schrie jemand aus der Menschenmenge.

„Wir wollen mit Karl in Frieden leben, wie gleich und gleich. Geht also. Und schimpft nicht. Seid froh, dass wir euch die Nasen und Ohren gelassen haben.“

„Und du, du gehst nicht mit?“ drehte sich Herzog belustigt zu dem Dolmetscher hin, der hin und her schaute, einmal zum Floß mit den Gefangenen und dann wieder zum Herzog zurück. Wenek schwieg. Es grämte sich wegen dem boshaften Murren seiner Glaubensgenossen, das in offenen Zorn ausbrach, besonders deshalb, weil auf des Herzogs Anweisung er selbst nicht einmal kontrolliert wurde. Sie dachten, dass er sie verriet.

„Aus welchem Geschlecht bist du?“ fragte Miliduch weiter, als er keine Antwort bekam.

„Aus dem Geschlecht der Mojens“, rückte Wenek unwillig mit der Sprache heraus und schaute den Abfahrenden nach. Ihr Floß war schon hinter der Flusshälfte und man hörte die immer lauter werdenden Drohungen und Beschimpfungen.

„Bist du der Sohn des Herzogs Trocha? Ich kenne deinen Vater, einmal haben wir bei euch am Hof übernachtet, als ich mit meinem Großvater unterwegs war. Lauf doch schnell zu ihm, vielleicht weint er dir schon nach.“

„Ich möchte gerne eine Zeitlang bei dir bleiben.“ Miliduch schaute den Jüngling wachsam an. „Warum?“

„Vielleicht wirst du mich brauchen.“ Der Herzog stutze. Es war, als finge der Plan, den er Schitnik verriet und der ihm immer im Kopf lag, selbst an zu leben. Das erste Steinchen traf ihn unvorbereitet. Es durchfuhr ihn ein bisher noch nicht gekanntes Gefühl der Furcht und Achtung vor etwas Höherem. Das Gefühl verschwand aber so schnell, wie es kam. Er gewann sein altes Gleichgewicht wieder.

„Nun gut, du wirst bei der Ernte helfen, jede Hand wird gebraucht.“ Noch einen Augenblick lang forschte er in Weneks Gesicht nach, er konnte aber nichts mehr, außer vollkommener und tiefer Demut, herauslesen.

„Vorwärts!“ befahl er und schaute, ob alles in Ordnung war. Das Fußvolk und die Reiter setzten sich in Bewegung. Der Herzog fuhr an die Spitze vor und der Zug machte sich in Richtung Budissin auf. Als die Stadt in Sicht war – die mächtige Burganlage, die sich aus einem steilen Felsen emporhob, war unübersehbar – trabte Boschetech an seine rechte Seite heran.

„Gut, dass du hier bist“, kam Miliduch seinen Fragen zuvor. „Sprich bitte mit den Männern über die entlassenen Franken.“

„Freilich, zuerst musst du es aber mir erklären“, antwortete unwillig der ein bisschen überraschte Priester und, ohne ihm einen Blick zu schenken, drehte er ihm sein Ohr zu. Miliduch, an das barsche Verhalten seines Freundes gewöhnt, antwortete ruhig.

„Boschek, Hand aufs Herz. Haben wir nicht genug Sorgen damit, dass uns jeden Tag frisches Brot auf den Tisch kommt, dass kein Raubtier unser Vieh zerreißt und dass uns das eigene Blut nicht in den Nacken fällt?“

„Recht hast du, es wird besser sein, wenn uns in den Nacken, wie du sagst, der Franke springt.“ Wie eine heiße Quelle aus der Erde sprangen aus ihm die spöttischen, verärgerten Worte heraus.

„Ein Streit weniger heißt, eine gute Sache mehr. Und das gilt nicht nur für uns und den Karl.“ Mit Befriedigung bemerkte Miliduch, dass seine Worte das Ziel fanden. „Ich habe es mir so überlegt: Hätten wir die Franken mit voller Rüstung gehen lassen, könnte der Karl es so deuten, dass wir vor ihm Angst haben. Und noch dazu, sie hätten unterwegs noch ein weiteres Unheil anrichten können. Allerdings, indem wir sie freiließen, wenn auch nur im Hemd“, schmunzelte fröhlich Miliduch, „haben wir nicht bloß unsere Stärke gezeigt, aber vor allem unseren

Willen zur Versöhnung. Der Karl kann leicht nachrechnen, um wieviel Geld wir gekommen sind, da wir sie nicht verkauft haben.“

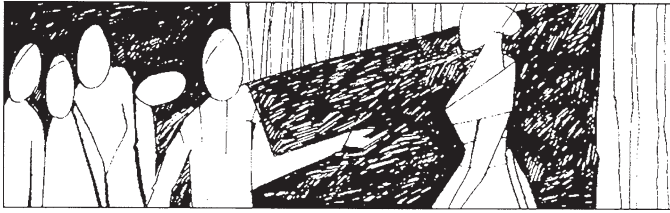
„Du glaubst, dass er den Frieden wünscht? Er will die ganze Welt beherrschen und...“

„... es geht darum, ihm jeden Vorwand zu nehmen“, unterbrach der Herzog Boschetechs Rede. Der Priester rieb skeptisch seine Stirn und starrte auf irgend einen Punkt vor dem Pferdekopf.

„Ich meine, ein Soldat im Hemd ist immer Vorwand genug.“

„Boschek, ich habe vor, dich zu besuchen“, setzte geschwind Miliduch fort, „wir werden noch darüber sprechen, es handelt sich doch um uns alle.“

„Du bist jederzeit willkommen“, antwortete der Priester, denn er hatte Miliduch wirklich gern. Gleichzeitig aber fing der Herzog in seinen Worten einen Unterton auf. Er kannte den Boschetech und wusste, was es bedeutet. Aber da haben bereits die Budissiner allen Alters und Geschlechts den Weg überflutet. Sie haben schon von den Boten alles erfahren und mit Begeisterung den neuen Herzog und Herrscher aller Sorben Miliduch empfangen. Der lächelte herzlich, winkte zum Gruß, hie und da rief er einem Verwandten oder Freund zu und verneigte sich freundlich gleich auf die eine und gleich auf die andere Seite. Dieser denkwürdige Tag prägte sich allen ins Gedächtnis ein. Ohne Ausnahme fühlten alle, dass an ihrer sorbischen Spitze bis jetzt kein größerer Mann stand.



## MILIDUCHS VORHABEN

Es kam die Zeit des hohen Himmels und der tiefen Nächte. Am Tage durchkämmte die frische Waldesluft und der Duft der gemähten Wiesen die Sonne. Die Wirte trieben ihre Viehherden auf die Weide, die Kinder fingen in der Spree Fische und Krebse und zeigten den anderen stolz ihre Beute. Das Land war mit Früchten und der Sehnsucht erfüllt, den Nachkommen diese Welt zu übergeben.

Miliduch blieb zusammen mit einigen Männern am Rand eines Weizenfeldes stehen. Er zerrieb eine Ähre in seiner Hand und biss einige Körner auf.

„Das Getreide ist reif, wir können anfangen zu ernten. Wenn kein Hagelschlag kommt, werden wir eine gute Ernte haben.“

„Wir haben ja auch die besten Felder“, sagte stolz Budysch, der jüngere Vetter des Herzogs väterlicherseits, der den Namen des berühmten Großvaters trug. „Und so viele Jungtiere kamen dieses Jahr hinzu. Schade nur um das Kuhkalb, das von einem Bär zerrissen wurde. Ich passe ihn schon ab, den Braunen.“ Die rotgesäumte Joppe schmückte seine hochgewachsene, männliche Gestalt genauso eigenwillig, wie sein kindliches Gesicht, als ob es nicht zum Körper gehören würde. Der Junge streichelte seinen winzigen Schnurrbart, um seinen Worten größeres Gewicht

zu verleihen, runzelte die Stirn dabei und drückte seine Stimme nach unten. Anstatt von Eindruck eines erfahrenen Mannes erweckte er nur das Lachen.

„Tollkühn bist du“, schmunzelte der alte Koschnak seinen Sohn an, „auch wenn es wahr ist, dass du Kraft für drei hast. Trotzdem, mein Junge, die Honigesser sollte man besser in Ruhe lassen. Einige von uns haben sie schon aus der Welt geschafft – den Mrzena, Mlynek und den jungen Wrška. Es ist besser, so ein Tier gar nicht einmal in den Mund zu nehmen, damit es uns selbst nicht zuvor findet.“

„Wir werden das schon schaffen, stimmt´s?“ setzte sich Miliduch für den Jungen ein und verpasste ihm einen freundlichen Stoß.

„Irgendwann machen wir uns auf und holen ihn.“

„Schaut mal, da kommt Radka“, lenkte Krch die Aufmerksamkeit in eine andere Richtung, ein weiterer Angehörige der breiten Verwandtschaft des Herzogs. „Und wenn mich meine Augen nicht täuschen, trägt sie etwas im Tuch.“

„Wenn du nicht immer nur das Essen im Kopf hättest“, bemerkte spöttisch Woratsch, mit dem Spitznamen auch das Zicklein, oder auch das Ziegenhorn genannt. „Du bist doch jetzt schon so rund wie ein Topf aus Tornau. Wenn es so weiter geht, wirst du bald platzen.“ Woratsch erhielt seinen witzigen Spitznamen in der Kindheit. Ein Ziegenbock gabelte ihn auf die Hörner auf und der Junge blieb am Kittel hängen.

„Du, Zickel, du ernährst mich nicht“, brummte beleidigt der Dicke, „ich esse vom Eigenen.“

„Du solltest doch aufpassen“, sagte zum Schein besorgt Woratsch. „Neulich sah ich deine Drazka und sie kam mir irgendwie abgemagert vor. Freilich, wenn du ihr alles wegisst. So wirst du sie einmal mit deinem Bauch erdrücken! Das würde ich nicht auf dem Gewissen haben wollen.“



„Kümmere dich lieber um deine eigene. In meine Drazka würde sie zweimal reinpassen.“

„Das hat andere Gründe“, kicherte Woratsch und die anderen schlossen sich ihm an.

„Ich habe der Radka gesagt, sie soll uns etwas zum Essen bringen, weil wir lange draußen bleiben“, mischte sich Miliduch ins Gespräch ein und ging seiner Gattin entgegen.

„So, hier bin ich“, sagte die Radka fröhlich und ein wenig außer Atem. „Wehe, wem es nicht schmeckt.“ In ihrer Anwesenheit stockte das Gespräch. Am sichtbarsten traf Radkas Ankunft den Budysch, er wurde ganz rot und schlug die Augen nieder. Die anderen beobachteten Radka mit nicht verborgenem Vergnügen, außer dem Krch natürlich, dem, seinen Worten nach, die weibliche Schönheit nichts mehr sagte. Radka war wirklich eine schöne Frau. Durch zwei Geburten nahm ihre schlanke Gestalt fülligere Formen an, sodass nicht einmal der größte Nörgler etwas zu beanstanden hätte. Ihr voller Busen und ihre Hüften, die ein hübscher Rock weich umfloss, fesselten die Aufmerksamkeit der Männer und ihre weiche Stimme wirkte so, als würde sie ihrer Schönheit nur einen anderen Ausdruck verleihen. Ihr Gesicht umrahmte hellbraunes Haar, das am Hinterkopf in einen Knoten zusammengebunden war und das oben ein Scheitel sauber teilte. Ihre gerade Nase mit fein geschnittenen Nasenflügeln, ihre Augen in der Farbe eines frisch gepflügten Ackers, die leichten Linien ihrer gehobenen Augenbrauen, das alles verlieh ihrem Gesicht einen ungewöhnlich geistvollen Ausdruck.

„Also, Miltsch, das hier ist ein regelrechtes Festessen“, sabbelte gerührt Krch, als er auf dem gedeckten Tuch Rauchfleisch, Käse, Brot und etwas Gemüse erblickte.

„Greift nur zu“, flötete Radka und schaute ihren Gatten an. Fast überraschte sie ihn - sein durch Empfindungen

entspanntes Antlitz kehrte zu seinem gewohnten Ausdruck nur langsam zurück. Obwohl die beiden bereits einige Jahre zusammenlebten, entdeckte Miliduch immer noch neue Seiten der Schönheit an ihr. Er konnte der strammen, fruchtbaren Frau, der vom liebevollen Gefühl durchdrungenen Radka, nicht satt werden. In gleicher Weise bewunderte er ihre Geschicklichkeit, mit der sie das Haus und die ganze Wirtschaft führte. Zu sich kam er erst, als sie ihn fragte:

„Du wirst nichts essen?“

„Aber ja, natürlich, danke.“ Zerstreut schob er sich ein Stück Käse in den Mund und brach dazu ein Stück Brot ab. Die Gefühle, die er gegenüber seiner reizenden Frau hegte, wurden voll und ganz erwidert. Die Radka erinnerte sich oft an das Augenblick, als sie ihn zum ersten Mal sah. Sie wusste gleich, dass dieser schlanke, lächelnde Mann, der von Lebensenergie strotzte, ihr Schicksal sein wird. Wie verzaubert schaute sie in seine nachdenklichen Augen, in sein männlich geschnittenes Gesicht mit dem breiten Schnurrbart. Sie brauchte mit Miliduch kein Wort zu wechseln, seine Gefühle und Gedanken strömten direkt zu ihr. Am Anfang war sie sogar bereit zu glauben, dass er in der Verbindung mit einem der Götter steht. Auch heute war sie nicht ganz sicher. Er konnte voraussehen, wie ein Heidepriester. Nicht zufällig wählten ihn die Menschen an die Spitze. Dass er zu ihnen auch freundlich war, bekräftigte diese Wahl nur. Nur wenige Namen erfassten seinen Träger so getreu.

„Wo sind die Kinder?“ Er nickte in die Budissiner Richtung, und Radka wurde rot, als wäre sie auf frischer Tat ertappt. Ihre Erinnerungen verweilten gerade bei ihrer ersten Annäherung.

„Wladka hat die Kinder zu sich genommen. Sie zeigt ihnen die Kätzchen.“

„Was macht Wenek?“ „Heute in der Früh hatte er angefangen, einen neuen Futtertrog für die Pferde zu bauen. Er ist schon zur Hälfte fertig.“

„Er geht frisch ans Werk, das ist schon richtig“, bemerkte der kauende Krch. Seine in Fettpolstern kaum sichtbaren Äuglein sprangen flott zum Herzog hinüber. „Es wäre schade drum, ihn zu verlieren“

„Auch eure Ludka dreht sich gerne nach ihm um, wie ich bemerkt habe“, neckte ihn Radka leicht, „und sie ist nicht die einzige.“

„Mir kommt es auch nicht so vor, dass er ein schlechter Mensch wäre“, knüpfte an das Gespräch Woratsch an. „Einige hat er schon für sich gewinnen können. Er kommt mit den jungen Leuten gut zurecht. Ich würde für ihn ein Wort einlegen.“ Die letzten Worte gehörten Miliduch.

„Er scheint gut zu sein“, versetzte der Herzog langsam und bedacht, als ob er Perlen auffädeln würde. „Auf der anderen Seite, sehen ihn manche nicht gerne. Auch Boschetech hatte mich vor ihm gewarnt.“ Miliduch erwähnte eine ganze Reihe von Vorbehalten, die einige Verwandte gegen dem Neuling vorbrachten. Wenek hatte, ihrer Meinung nach, gleich einige Mängel. Er stammte aus einem entfernten Geschlecht, über das man nur selten Nachrichten hörte. Man hatte ihn zusammen mit den Franken erwischt. Und was ihn am meisten belastete, war, dass er Gesandter dieses verdammten Glaubens war, der schon so viel böses Blut verursachte. Eher würde man einen Thüringer oder einen Sachsen annehmen, als einen Fremdling, den keiner kannte. Miliduch selbst teilte diese Befürchtungen nicht. Er fühlte in Wenek edle Züge. Als ein guter Menschenkenner erkannte er, dass es ähnlich wie ihm es dem Mönch um das Gemeinwohl geht. Der Glaube, den er verkündete, war nicht mehr als eine

Pfeilspitze, für deren Körper weiches Holz gewählt wurde.

„Vielleicht hat man Angst, dass er mit dem Christus anrückt“, warf Krch vorsichtig auf.

„Man sagt, dass er Vertrauen und Zeit gewinnen möchte“, sprudelte es aus dem jungen Budysch heraus. Er hatte im Grunde nichts gegen Wenek, er konnte nur nicht übers Herz bringen, dass er Erfolg bei den Frauen hatte. Den Mädchen gefiel der schöne Wenek ausnehmend und derer, die in Budissin ans Heiraten dachten, die konnte man an den Fingern beider Hände zusammenzählen.

„Aber geh doch. Warum sollte er das tun? Budissin war seit jeher für jeden offen. Schau nur die vielen Händler an, die jedes Jahr hierherkommen.“

„Vielleicht will er schwache Stellen in der Festung finden“, gab Budysch nicht auf. Es störte ihn, dass ihn Miltschs hübsche Frau nicht ernst nimmt. Radka zuckte mit den Schultern und schaute den Gatten an.

„Die Zeit wird es zeigen, was in ihm steckt“, schloss Miliduch ruhig ab, stand als erster und machte sich zum Weggehen auf.

Kaum fing der neue Morgen an, begann schon in der Gemeinde wie jeden Tag ein regsames Treiben zu herrschen. Die Hirten führten die Tiere auf die Wiesen, zum Wasser und in die umliegenden Wälder hinaus. Aus Budissin war das Gänse- und Entengeschnatter zu hören, das zuweilen durch die Hahnenrufe und das Hundegebell übertönt wurde. Das übrige Vieh und die Pferde waren auf den Weiden bereits seit dem Frühjahr, und die Viehhirten trieben die Tiere in den Viehhof nur für die Nacht zusammen, damit das Herumtreiben verhindert wird und das Vieh zu keiner leichten Beute für Wölfe, Luchse oder Bären wird. Das

Morgenlied war ein Zeichen, dass alles in Ordnung ist. Die Sorge um den Broterwerb weckte die Schlafenden, brachte die schmerzenden Gelenke in Bewegung und das Blut in Fluss. Das alltägliche Treiben hielt den größten Feind – den Hunger – vor der Tür. Er hatte eine Unzahl von Verbündeten – Kriege, Ernteausfall, Brände, Krankheiten, lange Winter und Tod. Wenn der Vater starb, geriet die Familie meistens in Not, aber welche Mutter besorgt für ihre Kinder nicht etwas zum Essen und umarmt sie nicht ab und zu? Wenn beide Eltern starben, war es wirklich schlimm – die Kinder wurden unter den Verwandten verteilt, und wenn es keine gab, dann unter die Leute in der Gemeinde. Dafür mussten sie mit schwerer Arbeit und anderen Bitternissen des Lebens zahlen. Ähnlich erging es den Kranken und den Verkrüppelten. Die Härte der Zeit wird immer am meisten bei den Schwachen deutlich.

Miliduch kannte diese Geschichten. Sein empfindsamer Geist und gutes Herz suchten immer einen Weg, wie das Menschenleid zu mildern wäre. So erbat er in der Jugend ein manches Mal vom Großvater etwas mehr Getreide von den Vorräten, um dort zu helfen, wo es am nötigsten war. Der alte Budysch sah es nicht gerne. Die Gemeinde hatte zwar genug, aber ein unfruchtbares Jahr genügte und schon stand die Gefahr der Not vor der Tür.

Jetzt wartete Miliduch beim Tor und nickte dem ankommenden Wenek zu.

„Gut, dass du da bist. Nimm die Sicheln, wir sollten so früh wie möglich auf den Feldern sein. Es wird sehr heiß.“ Der Junge schaute in den Himmel. Am hellblauen Horizont begann schon die Sonnenkugel des slawischen Gottes Swarog zu glühen. Die frischen morgendlichen Lüftchen kommen in der glühenden Hitze bald zum erliegen.

„Wohin gehen wir?“

„Heute mähen wir beim Löbauer Weg. Höchste Zeit für das Korn. Bald wird es schon rieseln.“ – „Radka“, rief er seiner Frau zu, „schicke nach den Knechten, wir sollen schon gehen, und wäge das Wasser in Eimer ab. Ich spanne inzwischen ein.“

Während sich Wenek und Radka sich ihren Aufgaben zuwandten, nahm Miliduch aus der Kammer außer gewöhnlichem Werkzeug auch eine Axt mit langem Stiel und ein Speer heraus, und hinter seinen Gürtel steckte er ein langes Messer ein. Bald holperte ein Fuhrwerk auf dem unebenen Weg in Richtung Süden. Den Zugochsen führte der Herzog selbst an einem Seil, das um seinen Hals gebunden war. Gleich holten ihn Radka und Wenek ein.

„Das ist wegen dem Vieh“, zeigte der Herzog auf die Waffen. „Für den Fall, dass sich hierher ein Raubtier verirren würde.“

„Wie gefällt es dir bei uns?“ nahm er das Gespräch nach einer Weile erneut auf. Bei seiner Frage horchte auch Radka auf.

„Wie schon. Wie auf Vaters Hof“, antwortete höflich Wenek und schaute ein wenig zur Seite. Er erblickte zwischen den Steinen das neugierige Schnütchen eines Wiesels.

„Die Wiesel sind nützlich, sie fressen die Mäuse und die Wühlmäuse. Genauso, wie die Katzen und die Bussarde“, bemerkte er.

„Auch die Falken sind gut“, pflichtete ihm Miliduch bei.

„Dich interessiert wohl, warum ich hier bin, nicht wahr?“ Der Herzog lächelte. Er war froh, dass Wenek ihm zuvorkam. In der kurzen Zeit seines Daseins hatte dieser Mann viel Gutes gemacht, mehr, als manche andere in vielen Jahren. Miliduch schätzte seinen Scharfsinn und seine handwerkliche Geschicklichkeit. Schade nur, das er

woandershin gehört. Solche Menschen fehlen in jedem Dorf und in Budissin, wo jetzt über so viele wichtige Sachen entschieden wird, fehlen sie doppelt.

„Ich bin zu dir gekommen, Herzog.“

„Zu mir?“ wunderte sich Miliduch.

„Der Vater Bischof hat mich geschickt, damit ich das Evangelium in unserer Gegend verkünde. Er hatte auch über dich gesprochen – wie du mit deinen Menschen umgehst und über deine guten Sitten. Ich danke Gott, dass er meinen Weg gleich am Anfang verkürzt hatte.“

„Wie bist du unter die Soldaten geraten?“

„Ich habe mich ihnen angeschlossen, als sie in Fulda wegen Gottesdienst halt gemacht haben. Sie sind auf die sorbische Seite gegangen. Von dort aus wollte ich schon alleine gehen.“ Weneks Worte klangen aufrichtig, seine Stimme schwankte nicht. Es gab keinen Grund, ihm nicht zu glauben.

„Du hast die Knechtschaft riskiert, nicht jeder Herzog lässt seine Gefangenen frei. Du wurdest im Kampf gefangen genommen.“

„Ich habe Gott vertraut. Und dann auch dir.“

„Sprich genauer.“ Miliduch blieb stehen.

„Ich habe es schon gesagt, du bist doch bekannt. Du trägst nicht zufällig deinen Namen.“

„Was will der Bischof von mir?“ Der Miliduch übergang ungeduldig Weneks Worte. Er wollte nicht nachforschen, inwieweit sie zweckgerichtet waren.

„Er hatte mich geschickt, damit ich dich zu unserem Glauben bekehre.“

„Warum hast du es mir nicht gleich gesagt?“

„Es gab keine Gelegenheit dazu.“

„So?“ Der Herzog lachte trocken. „Nun, du bist nicht der erste Apostel in unserer Gegend. Aber warte – warum

hat dich der Bischof zu mir geschickt und nicht zu einem anderem Mann? Zum Beispiel zum Jawor, oder direkt zu dem Semil?“

„Das weiß ich nicht. Das hatte er mir nicht gesagt.“

Miliduch ging wieder los, den Kopf leicht vorgeneigt. Viele widersprüchlichen Gedanken schwirrten in seinem Kopf herum. Von Budissin hinter seinem Rücken war nur die Spitze des Burgturmes zu sehen. Der harte, tischebene Weg verwandelte sich zum Fußweg, der sich anmutig gekrümmt an die Getreidefelder schmiegte. Sie waren am Ziel.

Das Leben in Budissin unterschied sich trotz vieler Übereinstimmungen doch vom Leben in den anderen Dörfern. Dazu trug die günstige Lage bei, von Händlern genutzt, die wegen Geschäfte herkamen oder hier Rast oder Schutz suchten. Die Bedeutung dieses Ortes bestärkte wesentlich auch Miliduchs Herrschaft. Miliduch stieg der Ruhm aber nicht in den Kopf. Wie ein einfacher Mann machte er sich oft in das Budissiner Umland auf und nicht selten schlief er in einem Bauernhaus oder Gehöft, wenn ein Gespräch sich lange in die Nacht zog. Die Sicherheit vernachlässigte er freilich nicht. Für seine bewaffnete Gefolgschaft wählte er die rüstigsten jungen Männer aus, die er im Kampf übte, sie auf die Jagd und zu wichtigen Verhandlungen mitnahm. Zum Schutz des Herzogs wurden sie nur selten benötigt - mit den Nachbarn lebte Miliduch im Frieden, mit seiner Gescheitheit und gutem Wort konnte er sie besser für sich gewinnen, als mit Waffen. Dasselbe galt auch für die Gauverbände. Die Junker, Ortsvorsteher, Greise, Lechs und andere Vormänner hatten keinen Grund zur Beschwerde. Die Steuern und Abgaben, die sie schon zu Zeiten des alten Budysch abführten, erhöhte Miliduch nicht. Für den Unterhalt der Gefolgschaft reichte es und er selbst hatte mehr, als genug.



Eine besondere Fürsorge widmete er der Burg. Dort lebte die meiste Bevölkerung und in unruhigen Zeiten öffnete sich das Tor auch denen, die in der Nähe lebten. Die Burg diente auch als Schutz für die Lebensmittelvorräte. In gut gesicherten Räumen lagen die Gefäße und Säcke mit Getreide, Erbsen, Linsen und anderen Früchten. Als Wasserquelle diente ein in den Felsen gemeißelter Auffänger. Er wurde sorgfältig gepflegt und mit einer Verkleidung aus dicken Brettern versehen. Dorthin trug das Dienstvolk das Wasser aus der Spree hinauf, und in der Zeit der Belagerung wurde hier das Regenwasser aufgefangen.

Das Holzhaus in der Mitte der Siedlung nützte man meistens für Beratungen und Festessen und auch zur Einlagerung der gemeinsamen Vorräte, die unter der Aufsicht des Herzogs standen. Die anderen freistehenden Häuser wirkten zusammen mit dem Weg, der vom Wall zum Haupttor führte, wie ein Blumenstrauß.

Die Gemeinde leitete Miliduch, wie jeder andere auch. Die Felder bestellten alle gemeinsam, dasselbe galt auch für die Weiden und Wiesen. Zum Eigenbesitz gehörten nur die Haustiere und die Gärten, hier züchtete man Gemüse und wuchsen die Äpfel, Birnen, Nussbäume, Zwetschgen, Kirschbäume oder Haselnussbäume. Das zum gewöhnlichen Gebrauch bestimmte Getreide wurde üblicherweise in einem zum Teil unter der Erde versenkten Speicher aufbewahrt, den man an der trockensten Stelle des Wohnbereichs platzierte.

Miliduch schaute auf die Landschaft. Die Mäher hauten die ersten Halme des Kornes in deren Hälfte ab, hinter ihnen schwirrten die Kopftücher der Frauen, die Ähren in Garben und Büschel banden. Der Herzog vergaß das vorige Gespräch. Fröhlich rufend begrüßte er die Bauern, die ihm in gleicher Weise antworteten. Mit Wonne atmete er

den Duft der reichen Ernte ein, dann verbeugte er sich und mit einer eisernen Sichel haute er das erste Weizenbüschel ab. Dann ging alles Schlag auf Schlag. Wenek und die Hausknechte gingen ihm ein Stückchen nach, Radka und die anderen Frauen banden das Stroh, die Kinder suchten auf der Erde Käfer und glitzernde Steinchen. Inzwischen füllte sich das Feld mit hellen Kleidern der anderen Budissiner.

„Du machst es gut“, lobte der Herzog Weneks gerade Reihe der Herzog. Der Angesprochene richtete sich auf. Miliduchs Lob freute ihn.

„Ich gehe mir die anderen Felder anschauen“, sagte der Herzog, nachdem er seine Schuhe festband. Er befahl Wenek's Familie, die sich schon unter einer breit ausladenden Eiche an das Mittagessen heranmachte, zu bleiben.

„Sage mir doch“, drehte sich Wenek verwundert Radka zu, die für ihn Brot abbrach, „warum arbeitet der Herzog zusammen mit den anderen auf dem Feld? Er hat doch so viele Menschen!“ Radka richtete ihr Kopftuch und steckte dabei das Haar ein, zugleich ermahnte sie die Kinder, die um etwas zankten. Dann antwortete sie beiläufig:

„Er hat diese Arbeit gern. Früher war er von frühem Morgen bis zum Abend auf dem Feld, jetzt aber, seitdem der Karl die Hörner zeigt, hat er nicht mehr so viel Zeit. Er besucht die Leute und stellt fest, was notwendig ist. Seitdem er zum Herzog gewählt wurde, ist er fast immer weg. Das weißt du ja selber.“ Wenek entging der versteckte Seufzer, mit dem sie ihrem Gatten nachschaute, nicht. Seine Gestalt zeichnete sich am nahen Horizont ab. Er sprach mit jemandem. Radka schärfte ihre Augen.

„Er spricht mit Zickel. Mit Woratsch“, verbesserte sie sich und bemerkte zur Erklärung: „Er ist aus unserer Familie,

der Vetter, der Sohn von Miltsch's Onkel. Er weiß über die Felder Bescheid, wie selten jemand. Miltsch fragt nur ihn um Rat und den alten Krch. Auch dir ist anzusehen“, und ihre schönen Augen schauten Wenek an, „das man dich zuhause zur Wirtschaft geführt hat.“

„Wir sind auch zu Märkten gefahren“, sagte Wenek, von Radkas Schönheit verzaubert. „Manchmal bis nach Regensburg, mit dem Vieh. Wir haben einen schönen Hof, viele Felder, Wiesen und Weiden... Auch wenn er nicht so groß ist wie Budissin.“ Der junge Mann sprach begeistert; sein Blick durchdrang Radka bis in die nicht sichtbaren Weiten.

„Wolltest du denn nicht die Wirtschaft deines Vaters übernehmen?“

„Ich habe ältere Brüder.“

„Bist du aus freiem Willen Prediger geworden?“ Radka hob einen farbigen Kieselstein, der zu ihren Füßen lag, und ihre Stimme wurde ruhiger. Wenek nahm den Wasserbeutel und trank lange. Und dann, fast unwillig, erwiderte er:

„Der Vater wollte es. Dass ich lesen und schreiben kann. Er sagte, dass ich einen guten Kopf habe. Er hatte es gut gemeint.“ Radka ballte ihre kleinen Fäuste und drückte sie mit den Daumen an den Mund. Die Bitterkeit der letzten Worte entging ihr nicht. Dieser kaum erwachsene Mann verheimlicht etwas, wovor er wegläuft. Oder etwas, was er sucht. Zudem fing Radkas empfindliches Gehör noch einen anderen, kaum merkbaren Ton auf. Sie schaffte es aber nicht, ihn zu entschlüsseln, weil Miliduch zurückkam und zur Arbeit rief. Sie stand auf, fegte die Brösel vom Rock auf die Erde und beugte sich für die Strohbände.

Der Abend nahte. Die Mäher kehrten langsam nach Hause zurück und die Garben am Stoppelfeld übernahmen die Wache. Die durch starke Ochsen gezogenen Karren knarrten schwerfällig. Man brachte den ersten Teil der

reichen Ernte unter Dach und Fach. Morgen wird man den Rest bringen. Das Getreide wird dann aus den Ähren heraus gedroschen, zu Haufen zusammengefegt, ausgelesen und aufbewahrt.

Miliduch ging inmitten der Menschen. Den Schweiß an ihren Körpern trocknete die frische Luft, die auch den Duft der Kiefern, der blühenden Wiesen und die entfernten Rufe des Viehs von den Weiden mitbrachte. Eine zittrige Stimmung sank in die Seelen hinab, welche wie die Luft über die goldenen Felder wallte. Jemand stimmte ein altes Lied an, andere Stimmen kamen langsam hinzu, und schließlich erklang in der Dämmerung ein Stimmenchor, salbungreich und klar, wie das Wasser in der Spree.

*Ein Vöglein flog dem Wirt zu:  
zwei Bündel am Feld gibt's immerzu.  
Der Landwirt erwidert: Vögelein mein,  
im Winter soll es dir Nahrung sein.*

Einige Menschen fassten sich an den Schultern, ordneten ihre Schritte und schwankten wie die Karren ein wenig von Seite zu Seite. Miliduch umarmte Radkas schmale Schultern, wie auch den gerührten Wenek. Ein unendlicher Frieden durchströmte den Abend, so tief und lau, wie ein uferloser Fluss. Wenek wischte sich mit der Hand die Augen. Er fühlte, wie ein neues Gefühl, das er beim Mönchsorden nicht kannte, in ihm aufkeimt. Dort betete man zu der großen Liebe Gottes, man las in der Bibel von ihr, hörte Predigten, aber vielleicht wegen ihrer Größe blieb kaum Raum für die kleine, menschliche Liebe übrig. Hier läuft er an der Seite eines Menschen, dem das Wort Gottes möglicherweise nicht viel sagt, er hält ihn um die Schultern fest und empfindet dabei mehr Liebe und Verbundenheit

mit den anderen, als jemals zuvor. Irgendwie gerät ihm seine Berufung aus der Hand. Anstatt über Christus Zeugenschaft zu geben, spricht die Liebe des Erlösers aus den Herzen dieser Ungläubigen und Heiden zu ihm. Wenek fühlte, wie sein Glaube einen neuen, wahren Inhalt bekommt. Durch einen unbegreiflichen Willen Gottes geschah es, dass es ihm von denjenigen zuteil wurde, denen er es selbst geben sollte.

Die Menschen um ihn ahnten gar nicht, mit welchen Fragen des Lebens und Glaubens sich der Mönch befasste. Gesund, barfuss und fast nackt freuten sie sich über die Schönheit des Augenblickes und die Fülle, die man nach Hause brachte. Sie stellten keine Fragen über das ewige Leben, sie genossen von Herzen, was ihnen das gute Schicksal brachte. Nichts war bedrückend, die Müdigkeit fiel von ihnen ab. Sie sind frei wie die Vögel, sie ackern aber, säen und ernten, erinnerte sich Wenek an Christus' Worte. Seinen Gedankenstrom unterbrach plötzlich eine ausdrucksvolle, mit Gefühl durchdrungene Stimme:

*Die Sonne sinkt zur Erde über unsre Felder.*

*Traurig ist mein Herz, verzagt ist's vom Schmerz.*

Niemand schloss sich an. Alle hörten dem Sänger zu, einem kaum erwachsenen Jüngling. Wenek stach es wieder ins Herz. Es war nicht nur wegen der Schönheit des Liedes, sondern auch wegen der Erinnerung an die eigenen, erst vor kurzer Zeit verflissenen Jahre. Obwohl er nicht viel älter war als der Junge, beneidete er ihn um seine Freiheit und Jugend. Denn er selbst hatte eigentlich keine. Von früh bis Abend studierte er, betete und studierte wieder. Er biss sich durch das Alte und das Neue Testament durch, quälte sich wegen des angeordneten

Fastens und der Entsagungen, tötete seinen Körper ab, um den Geist zu stärken. Als die Kirchenmeister sahen, dass er zusammen mit den anderen Novizen seinen natürlichen Übermut verlor und gehorsam ihre Befehle erfüllte, fingen sie langsam an, ihn für den Priester- und Missionarsdienst vorzubereiten. Man hatte sie gelehrt, wie man andere zum Glauben bekehrt, wie man Menschen für sich gewinnt.

Je stärker der Geist des heiligen Benedikts von Nursia, des Ordensstifters, das Kloster in Fulda durchdrang, umso weniger war er unter den Soldaten Christi zu spüren, die hier bei ihrem Zug ins Sorbenland halt gemacht haben. Bereits im Lager entlud sich ihre natürliche männliche Angriffslust, die sich zum verächtlichen, kaltherzigen Hass auf alle Andersgläubigen wandelte. Hier übte man sich auf den mit Stroh vollgestopften Körben im gegenseitigen Wetteifern, oder in persönlichen Zweikämpfen. Viele der Soldaten waren mit der einen oder anderen unschönen Schramme gezeichnet, manche hatten ein ausgestochenes Auge, ausgeschlagenen Zahn oder einen abgehackten Finger. Der Tod bedeutete nichts für sie und in Übereinstimmung damit machten sie vor nichts halt.

Das Schlüsselwort des Ordens, Ora et labora, bete und arbeite, half Wenek, besonders am Anfang, die Trennung von seinen Nächsten zu verkraften. Er arbeitete gerne im Klostergarten, weil es ihn an die Arbeit zu Hause erinnerte oder er zog sich zurück, um mit besonderem Eifer Bücher über die Geschichte, das griechische Drama, die Heilkunde, oder die Philosophie zu studieren. Er hatte eine schöne Handschrift, unter den Schreibern war er einer der besten - bevor er wegfuhr, beteiligte er sich bedeutend an der Abschrift der Kirchengeschichte des englischen Volkes von Beda dem Ehrwürdigen. Weneks Klugheit, Bildung und

rhetorische Gabe bemerkte bald der Abt und ernannte den jungen Sorben zu seinem Gehilfen. Nach der Priesterweihe bekam Wenek gemeinsam mit dem neuen Namen auch eine persönliche Aufgabe - den Glauben unter den Slawen hinter der Elbe zu verbreiten. Danach, wie der Abt ihm versprach, würde er die Bahn eines kirchlichen Würdenträgers einschlagen, für den kein Amt unerreichbar bleiben sollte.

„Ich entsende deshalb dich, weil du die Sprachgabe hast und weil die Slawen eher auf ihr eigenes Blut hören werden als auf einen Fremdling. Denke immer daran, dass du mit der Taufe ein neuer Mensch geworden bist. Lass dich durch keine Hindernisse entmutigen. Wenn du das Gefühl bekommst, dass du deine Aufgabe nicht bewältigen kannst, bitte Gott um Stärkung. Du trägst das Evangelium so wie die ersten Apostel!“ Danach bekam Wenek Anweisungen, wohin er gehen soll und wie er bei seiner Aufgabe vorzugehen habe.

„Du hast genug für heute, nicht wahr?“ unterbrach Weneks Erinnerungen Miliduch, der ihn unauffällig beobachtete. „Der Körper ist müde, aber der Geist freut sich.“ Der Mönch schaute den Herzog schnell an.

„Das ist aus der Bibel...!“

„Du denkst, dass du der erste Prediger bei uns bist?“ sagte Miliduch nachsichtig. „Und was, hast du nicht das Gefühl, dass hier, inmitten der Felder die Götter uns am nächsten sind? Näher als in deinen Büchern? In den Büchern verwickelt sich der Mensch wie in einem Netz und dann weiß man nicht ein, nicht aus.“ Wenek war verlegen. Es war ihm nicht angenehm, wie tief der Herzog in sein Wesen hineinschaute.

„Ich behaupte nicht“, setzte Miliduch fort, „dass das Lernen zu nichts gut ist. Es muss aber das Leben unterstützen und nicht bekämpfen. Und das auf eurer wie auch

auf unserer Seite...“ Der Herzog verstummte plötzlich, so wie ein Beil in einen Baumstamm haut und stecken bleibt. Er sagte mehr, als er wollte. In der kurzen Zeit konnte er bereits Wenek kennen lernen – als erster an die Arbeit, zum Tisch als letzter, wie ein richtiger Bauer. Manchmal aber kommen die wahren Absichten später an die Oberfläche, bei einem Einschnitt, bei unerwarteten Schwierigkeiten, wenn es am wenigsten passt. Miliduch war froh, dass am Horizont Budissin mit seinen hohen Stadtmauern auftauchte, darunter die weite Fläche mit zwei Hüttengruppen und einem Birkenwald auf einem Hügel. Die Fläche diente als Markt. Auch heute standen hier einige Fuhrwerke mit Zelten, das angebundene Vieh weidete in der Nähe. Die Händler zeigten ihre Ware – für die Männer waren dort Messer, Beile, teure Schwerter zu sehen, für die Frauen glitzernde Haarspangen, fein ziselierte Ohringe oder schöne Ringe. In der untergehenden Abendsonne blitzten die Schneiden der Waffen und Schmuck bis zu Miliduchs Gruppe hin. Man beschleunigte den Schritt und die Bauern wurden auch schneller. Die Menschenansammlung am Markt wurde so bald um ein mehrfaches größer. Miliduch schaute sich mit Vergnügen ein langes Schwert an, biegsam und fest. So eines wird im Kampf nicht sogleich brechen. Es ist nichts zu machen, unsere Schmiede bringen solches Zeug noch nicht fertig. Der Jude warf einige höfliche Bemerkungen ein und trat zurück, damit sich der Herzog seinen Einkauf überlegen kann.

„Ich nehme es“, nickte er dem Kaufmann zu, „was willst du dafür?“

„Was du hast – Leder, Leinenzeug, Moneten, Pferde, Gold, Salz, Honig, Wachs“, zählte er auf. Dann neigte er sich zu Miliduch hin und sagte vertraulich. „Ich habe hinten noch einige mehr, auch schön.“



„Eines genügt mir“, der Herzog hob das Schwert in die Höhe und schwang ihn dann in die Seite, bis es zischte.

„Solch ein Schlag und man ist entzwei“, kommentierte der Jude des Herzogs schlagende Hand anerkennend, „aber nächstes Mal wird es keine Schwerter mehr geben.“

„Warum nicht?“ wunderte sich Miliduch.

„Karls Kapitulant hatte die Waffenlieferungen in den Osten verboten. Nächstes Mal müssen wir über Erfurt und Magdeburg.“

„Und dort wird man euch durchsuchen“, begriff der Herzog. Er schaute den Juden an, als würde er ihn zum ersten Mal sehen. Er fühlte deutlich, wie es ihn trotz der Hitze eiskalt überlief. Eine Vorahnung? Vielleicht ein weiteres Kügelchen...

„Ist etwas passiert?“ erschrak der Kaufmann und trat schnell an ihn heran.

„Nein, nein, es fehlt mir nichts“, schüttelte der Herzog das unangenehme Gefühl ab. „Komm in mein Haus, ich werde dich bezahlen, du wirst zufrieden sein.“

„Nur das eine Schwert?“ Miliduch überlegte einen Augenblick lang.

„Wie viel hast du? Fünf? Ich nehme alle.“ Während sich der Jude tief verneigte, ging Miliduch mit dem ausgewählten Schwert zum Budissiner Tor.

„Was ist denn passiert?“ wiederholte die beunruhigte Radka die Frage des Kaufmanns. Sie griff ihren Mann zart am Ellbogen und schaute ihn besorgt an.

„Der Franke rüstet wieder gegen uns“, antwortete der Gatte und nahm das Schwert von der Schulter ab. „Der Karl hat die Waffenlieferungen auf unsere Seite verboten.“

„Na dann machen wir uns eigene Waffen!“ Der Miliduch musste trotz des Ernsts des Augenblickes lachen.

„Das ist doch nicht so einfach. Unsere Waffen sind zwar gut, aber den fränkischen sind sie doch nicht gewachsen. Die fränkischen sind aus ordentlichem Eisen, sie machen daraus auch die ganze Rüstung. So eine, die ich letztmals gebracht habe.“

„Und was ist mit unseren Eisenschmieden“, wandte Radka ein, „können sie nicht auch solche machen? Unser Wschemir, zum Beispiel“, sie zeigte auf einen breitschultrigen Mann, der gerade aus einer Tür herauskam. Ein schwarzer Vollbart bedeckte seine Brust und eine üppige, unordentliche Mähne verlieh ihm ein wildes Aussehen.

„Schemek, wie geht es dir?“ Der Herzog blieb bei ihm stehen. Radka hingte sich bei ihrem Mann ein und stützte sich ein wenig auf ihn. „Hast du genug Eisen?“

„Es ist nicht der Rede wert. Gestern hat man mir was gebracht, aber er reicht nicht mal für eine Pflugschar.“

„Du übertreibst“, begutachtete Miliduch einen Haufen von Eisenbatzen, auf den der Bärtige zeigte, „von so einem Haufen muss schon etwas werden!“ Statt einer Antwort griff Wschemir ein Stück heraus und haute mit dem Hammer einige Male drauf. Seine Augen unter den buschigen Augenbrauen blickten Miliduch unverwandt an. „Schau, wie viel Schlacke drin ist. Es ist nicht viel Eisen drin.“ Aus seiner Hand rieselte ein grober bräunlicher Staub auf die Erde.

„Hast du etwas von früher übrig?“

„Nur wenig“, antworte der schwerfällige Schmied. „Warum fragst du?“

„Der Karl hatte die Ausfuhr von Waffen verboten. Der Jude dort ist damit gekommen.“

„Na dann müssen wir sie uns selbst nehmen. So wird es wenigstens umsonst.“ Miliduch lachte über den witzigen Spruch und gab Wschemir einen freundlichen Klaps auf

den Rücken. Der nickte den beiden zum Gruß und kehrte zu seiner Arbeit zurück.

„Jetzt verstehst du ´s schon?“ fragte Miliduch Radka, als sie ein paar Schritte gegangen waren. Sein Blick war wieder ernst. „Es gibt nicht genügend Erz. Und dazu ist es noch schlecht, die Waffen brechen. Wir haben nicht einmal genug Handwerker. Und solche wie Wschemir, schon gar nicht. Wir haben von den Franken noch einiges zu lernen. Das geht nicht von heute auf morgen. Deshalb müssen wir erst den Frieden sichern, seine Leute zu uns einladen oder unsere Leute hin schicken. Wir müssen einfach alles von ihnen bekommen, was möglich ist.“

„Wie willst du es erreichen? Meinst du etwa, dass sie dir einfach so entgegenkommen werden?“

„Ich denke, sie werden. Unter einer Bedingung.“

„Welcher Bedingung?“ fragte Radka mit rauer Stimme und drückte ihre Handflächen auf die brennenden Backen. Sie bekam Angst um ihren Mann.

„Dass wir ihren Gott annehmen.“

„Das meinst du nicht ernst!“ rief Radka hitzig. „Hast du schon vergessen, wieviel Unglück er uns schon brachte? Mit so etwas brauchst du gar nicht in den Kampf zu gehen“, setzte sie düster hinzu, „eher bringen dich unsere Leute früher um. Jetzt schon hört man, dass du wenig unsere Götter schätzt. Und jetzt wird man dich für einen Verräter halten. Besonders Boschetech würde es gut in den Kram passen. Er wartet auf eine günstige Gelegenheit.“ Nach einer Weile des Schweigens fragte sie.

„Hast du schon mit jemandem darüber gesprochen?“

„Nur mit Schitnik.“

„Der Vetter ist zuverlässig, der sagt nichts.“

„Radka“, der Miliduch blieb schlagartig stehen. Das Schwert stach er zornig vor sich ein. „Ich weiß genauso gut

wie du, was für Schwierigkeiten kommen können. Auf der anderen Seite, wir haben keine andere Wahl. Der Karl sucht nach Vorwänden. Der Hauptvorwand ist es nun, uns zum Glauben zu bekehren. Zum Glauben an einen einzigen Gott. Es ist möglich, dass es ihm um dieses eine wirklich geht, aber vor allem will er die ganze Welt beherrschen, alle sich unterwerfen. Aber ich will nicht, dass wir so schlimm enden wie die Sachsen, dass ein Frankenherr uns in die Arbeit und in den Krieg antreibt. Wir müssen nötige Schritte unternehmen. Sollte Karls Hauptvorwand unser Heidentum sein, sprechen wir doch mit ihm über seinen Gott! Während der Zeit werden wir die Ernten heimbringen und von den Franken alles Nötige lernen.“

„Wen willst du zu ihm schicken?“ fragte Radka sachlich.

„Denjenigen, den er zu uns geschickt hat. Wenek.“  
Radka dachte tief nach, und dann sagte sie dasselbe wie unlängst Schitnik.

„Das kann nicht gelingen. Vergiss es.“ Der Miliduch seufzte schwer und sagte dann, fast nur für sich:

„Versuchen muss man es aber.“



## WENEK' S BOTSCHAFT

Es kam die Dreschzeit. Das zur Frühsaat bestimmte Getreide lagerte man in die vertieften Gruben. Das zum Verbrauch bestimmte Getreide wurde aus den Körben auf die Tische ausgeschüttet, wo die Frauen Stroh, Kaff, Steinchen und andere Verunreinigungen auslasen. Die Ernte war ausgezeichnet, die Gefäße reichten bald nicht mehr, und so musste man schnell neue Leinenbeutel nähen.

„Ein gutes Jahr“, lobten alle. „Wenn nur die Kriege nicht wären. Der Mensch verlangt nicht nach dem Tod, er will nützlich sein, so wie das Getreide. Wozu sollte es denn sonst wachsen?“ Miliduch lauschte dem Gerede der Leute auf eine andere Weise, als früher. Es war ihm bewusst, dass diese Reden für seine Ohren bestimmt waren. Mit dem herzoglichen Amt wuchs auch seine Verantwortung. Seine Aufgabe war es zwar, die Sorben bei einer Gefahr in den Kampf zu führen, aber genauso nahm man als selbstverständlich an, dass er alles dafür tut, dass es dazu nicht kommen muss. Wer die Erde pflügt und das Vieh hütet, wechselt dann ungerne den Pflug gegen das Schwert ein.

„Mit Waffen kannst du kein Feld bestellen“, hörte er oft von seinem Großvater. Genau so ist es. Wenn er mit den anderen sprechen wird, fängt er hier an. Sie von seinem Vorhaben zu überzeugen, sollte danach nicht mehr so schwer sein. Schwierig wird es mit Boschetech. Der gibt so einfach nicht nach. Schwarzgott verfluchter, erleichterte sich Miliduch. Und was, wenn ich darüber zuerst mit dem Wenek spreche, dachte er nach. Er ist schon eine längere Zeit hier, hat einen scharfen Verstand, Witz und ist schlau. Die Menschen haben ihn gerne, sie vertrauen ihm. Und warum auch nicht! Er stammt von hier und seine Zunge ist geschickter, als die eines Weibes.

„Es ist fast erstaunlich, dass man ihm eigentlich gar nichts vorhalten kann. Und wie auch, wenn er nur über Frieden und Liebe spricht. Das hört sich gut an; alle hatte er damit verzaubert. Vor allem die Jugend geht ihm nach. Und die Frauen. Eigentlich - bereitet er mir denn nicht den Weg dadurch vor? Miliduch stand vom Bett auf und schaute sich um. Seine Frau und Kinder atmeten ruhig im tiefen Schlaf. Er öffnete ein wenig die Tür. Gegenüber erstand ein großer Schatten des Erdwalls. Über seinem Kopf stand

das Himmelgewölbe mit Mondschein und ungewohnt klaren Sternen. Es sah so aus, als würde aus den dunklen Wällen Rauch aufsteigen. Schwarzes Feuer. Schöner Gedanke. Ein Feuer, das anstatt Funken Sterne macht. Ein wirklich schöner Gedanke. Wenn es doch mit den Franken auch so gehen würde.

Miliduch drehte sich zu dem älteren Sohn um. Seine Decke war ihm abgerutscht. Die Nacht war kalt und das Kind schlief nur im Hemd. Der Herzog deckte den Sohn vorsichtig zu, warf sich eine Wolldecke über die Schulter über und verlies das Haus.

Weneks Worte gefallen mir, weil sie wahr sind. „Bei Weles“, streckte sich der Herzog mit Händen im Genick aus, wie schön wäre es, die Schwerter in Pflüge umschmieden zu können. Alle Kampfheldentümer sind keinen Getreidetopf wert! Was jagt eigentlich die Menschen gegeneinander? Warum mordet sich gegenseitig das Wild im Wald und warum wachsen Ähren eine über die andere? Als ob sie ahnen würden, dass für die nächste Saat nur die größten gewählt werden. Alles wächst irgendwo hin, alles zeigt einen gewissen Sinn. Den Sinn aber zu begreifen – das geht über die Menschenkräfte.

Hinter Miliduch tauchte eine stille Gestalt auf.

„Du kannst nicht schlafen?“ trat Woratsch zu ihm. Er hatte eine warme Jacke an, mit einem Gürtel mit Bronzeschnalle umbunden. Ein kurzes Aufblitzen verriet das Metall, als der Vollmond sich darin widerspiegelte.

„Irgendwie kann ich nicht. Und was ist mit dir, dass du in der Nacht herumläufst?“

„Ich habe die Burg beschaut, die Wachen und so.“

„Ist alles in Ordnung?“

„Im Großen und Ganzen ja.“ Die beiden Vettern verstimmt. Woratsch schaute sich teilnahmslos um, stellte

die Füße mit der ganzen Fläche auf die Erde, die Fußspitzen nach außen, seine Daumen hinter den Gürtel gesteckt. Miliduch, auch wenn er sich nichts anmerken ließ, überlegte schnell, wie er diese Gelegenheit nutzen könnte. Das heißt, die Mitglieder des Stammes mit seinen Absichten bekannt zu machen. Über Woratsch könnte es gehen. Es wäre besser, als die Versammlung zusammen zu rufen. Es ist doch schon eine heikle Geschichte. Ja, sein Vetter ist die geeignetste Person. Er ist auf mich heimlich eifersüchtig, er strebt nach dem Amt des Herzogs. Auch sein gegenwärtiger Anblick zeigt, wie gerne er meine Stiefel an hätte.

Das Paar kam am Eingangstor an. Vom Turm über ihnen schauten zwei schläfrige Wächter herunter. Miliduch winkte mit der Hand, drehte sich um und beschaute von dieser Stelle langsam die Gemeinde.

„Auf dieser Seite werden wir die Wälle verstärken und erhöhen. Wir müssen auch mehr Steine und Harz bringen.“ Woratsch nickte nur schweigend. Er wartete ab, was Miliduch noch sagen wird. Er war an seine tatkräftigen Entscheidungen, die sich trotz der ersten Bedenken als richtig erwiesen, gewöhnt. Oft gewann er den Eindruck, dass sich bei Miliduch die Gedanken sammeln, wie das Wasser im Eimer. Tropfenweise, unbemerkt und wenn der Eimer voll ist, kommt alles auf einmal raus.

„Was denn so auf einmal? Erwartest du irgendwelchen Angriff?“

„Nicht gleich, aber in einem Jahr, oder in zwei Jahren bestimmt.“

„Wie bist du denn drauf gekommen? Soweit ich weiß, kein Händler und kein von den unseren hatte so etwas erwähnt, und der Franke ist weit weg.“ Miliduch neigte ein wenig seinen Kopf.



„Wir müssen anfangen, mit dem Karl zu verhandeln“, sagte er, als hätte er die Frage überhört. „Es ist höchste Zeit. Als Vermittler werden wir Wenek nutzen. Überlege mal“, fing er zu erklären an, „Karls Kapitular hat die Wafenausfuhr verboten. Was heißt, dass der Karl uns schwächen will und...“

„...oder er will durch unseres Land nur durchziehen, wie in diesem Frühjahr“, fiel ihm Woratsch verärgert ins Wort. „Aber das geht uns doch nichts an. Was interessieren uns denn die Sahoraci! Wie oft habe ich gesagt, wenn wir ihn in Ruhe gelassen hätten, brauchte Semil keine Söhne und wir keinen Herzog zu verlieren. Also“, er schaute Miliduch entschuldigend an, „selbstverständlich bin ich froh, dass du jetzt unser Herzog bist. Aber warum sollten wir uns mehr Sorgen machen als nötig? Wir haben jetzt schon den Kopf voll!“

„Der Karl will sich nach und nach unser bemächtigen. Zuerst der einen, dann der anderen. Er hatte die Awaren und dann die Sachsen besiegt und jetzt bekam er das Gefühl, dass ihm die Welt zu Füßen liegt. Dass ihn nichts aufhalten kann.“

„Jetzt verstehe ich es. Du willst dich mit ihm über die Steuern einigen, dass er Ruhe gibt. Du hast Recht, wir geben ihm, was er will. Die Abodriten und Lutizen zahlen auch. Wir sind reich, wir können uns den Frieden kaufen und den Karl auch.“

„Darum geht es doch dem Karl gar nicht. Wie ich schon gesagt habe, er will uns beherrschen. Er möchte die ganze Welt erobern und eine noch größere Macht und Ruhm haben.“

„Na dann, worüber willst du mit ihm verhandeln?“ brach es aus Woratsch heraus und er musterte den Miliduch feindlich. „Oder ließ er dir etwas heimlich durch Wenek

ausrichten?“ Der verdächtige Ton des Veters beunruhigte Miliduch. Sein Vorhaben könnte in eine andere Richtung geraten, als er es wollte. Er beeilte sich mit der Antwort.

„Welchen wichtigsten Vorwand bringt der Karl vor, warum bedrängt er uns immer so?“

„Wichtigsten Vorwand“, brummte abwehrend Woratsch, „wie soll ich es wissen? Vielleicht kann er nicht wegen unserer Züge nach Thüringen schlafen... Warte“, er stockte auf einmal mitten im Satz und schaute erstaunt Miliduch an. Seine erweiterten Pupillen zeugten deutlich davon, dass er den Gedanken nicht so rasch verdauen kann. „Du denkst daran, dass wir uns taufen lassen sollten?!“ Woratsch hielt sich den Bauch vor Lachen. Und Miliduch griff den unterbrochenen Faden des Gespräches wider auf. Er brachte den Vetter dorthin, wo er ihn haben wollte. Geschickt knüpfte er an.

„Wir können darüber zuerst verhandeln. Wir verpflichten uns zu nichts damit. Wenn er will, dass wir Christen werden wie er, gut, soll er doch weitere Prediger zu uns schicken, damit wir über den neuen Glauben mehr erfahren. Falls der Karl darauf eingeht, gewinnen wir genügend Zeit, um fester zusammen zu rücken. Entweder gegen dem neuen, oder unter dem neuen Glauben. Im Grunde haben wir keine andere Wahl. Also, wenn wir frei bleiben wollen!“

„Etwas hast du vergessen – den Krieg!“

„Der Karl ist doch viel stärker als wir“, erklärte Miliduch fast väterlich. „Er hat genug Soldaten, um unser ganzes Land zu zerstören und nieder zu brennen. Einige Jahre würden wir es so möglicherweise durchhalten, aber was dann? Zuerst wird er die Dörfer niederbrennen, dann holt er uns in den Burgen und Wäldern ein und was er nicht mit dem Schwert tötet, das bringt der Hunger fertig.“

Schwierig ist auch, dass wir vom Norden her nicht geschützt sind. Die Lutizen könnten sich daran erinnern, wie wir, vor Jahren, zusammen mit den Franken gegen sie zogen. Ich weiß es von unseren Alten, und die Lutizen haben kein schlechteres Gedächtnis. Vom Süden her ist es besser und wenn es am ärgsten sein wird, helfen uns die Böhmen. Ich habe nach ihnen schon geschickt, du weißt doch. – Schau mal, es wird langsam hell.“ Allmählich wechselte der Herzog den Gesprächsfaden. Alles, was nötig war, hatte er dem Vetter gesagt. Er fügte noch hinzu, dass das Ganze selbstverständlich nur eine Idee ist, über die er sich noch gerne mit den anderen aussprechen wolle. Dann verabschiedete er sich von Woratsch und ging in sein Haus zurück. Er legte sich nieder, schmiegte sich an seine Frau und vergrub sein Gesicht tief in ihren duftenden Haaren. Radka umarmte ihn im Halbschlaf. Und Miliduch streichelte sie zärtlich, dann schloss er die Augen und schlief bald ein.

Als er aufwachte, war das Morgentau in den Wäldern bereits getrocknet. Er öffnete die Augen einen Spalt auf. Die Zimmerdecke aus behauenen Holzbalken duftete ihm nach Harz entgegen. Dann schien es, als ob sie plötzlich niedriger würde, als das Feuer aus der Zimmerecke knisterte. Der Miliduch wälzte sich unruhig. Im Kopf kam ihm das Bild auf, wie sie den Großvater Budysch in den Tod begleitet hatten. Der selbe Duft des Kiefernholzes und das tönende Sehnen der um sich greifenden Flammen. Der Großvater lag am Stoß, sein Gesicht war unnatürlich weiß, schweigend, wie aus weißem Stein gemeißelt. Der Herzog vertrieb schnell das unangenehme Bild und stand flink auf. Anstelle der Nachtschatten drückte sich in die Tür ein windig kalter, sonniger Tag. Radka bereitete das Frühstück vor. Die Kinder waren irgendwo draußen.

„Wie hast du geschlafen?“ sagte er mit tiefer Stimme und umarmte sie leicht von hinten. Seine Hände pressten sich an ihren festen Busen.

„Nicht jetzt!“ errötete Radka. „Jeden Augenblick könnten die Kinder oder sonst wer reinkommen. Ich dachte, dass du den ganzen Tag durchschlafen wirst“, wendete sie seine Aufmerksamkeit ab, „die anderen sind schon längst draußen.“ Miliduch kratzte sich am Nacken. Er vergaß es ganz. Man hatte sich heute zum Holzsammeln am Brandfeld hinter der Schlucht verabredet. Es gab immer mehr Leute und es war notwendig, neue Felder zu gründen. Durch des Herzogs Gesicht blitzte ein zufriedenes Lächeln.

„Gib mir etwas zu essen, ich breche gleich nach den anderen auf. Dort oben wird es ein schönes Feld geben, gerade und breit.“ Radka stellte vor den Gatten eine Schüssel mit Haferbrei und der Miliduch führte sich das Essen langsam mit dem Holzlöffel zum Mund.

„Der Onkel Bresan hatte dich hier auch gesucht, er fragte, ob du schon wach bist.“ Der Herzog hörte auf zu essen. Bresan war der Bruder seiner Mutter und dem Miliduch gegenüber verhielt er sich wie eigener Vater. Vielleicht deshalb, weil er selbst keine Kinder hatte. Wenn er nach ihm fragte, dann musste etwas geschehen. Miliduch rief sich das Nachtgespräch ins Gedächtnis zurück.

„Was wollte er?“

„Das hat er nicht gesagt. Er wollte dich nicht wecken. Warum isst du nicht? Ist es nicht angebrannt?“ fragte Radka flüchtig. Diese unauffällige Aufmerksamkeit schätzte Miliduch bei ihr sehr. Andere Frauen führten ihre Gefühle voll auf, mit dem ganzen gehörigen Putz. Den Männern gefiel es, sie bekamen das Gefühl, dass sie selbst die Ursache seien. Miliduch mochte es nicht. Seine fein entwickelte Sinnesverfassung machte es ihm möglich, auch die

geringfügigsten Äußerungen sicher abzulesen. Als er zum Mann heranreifte, rangen die Frauen um seine Gunst und haben sich in ihren Gesten und Gebärden förmlich überboten, was regelmäßig in seine Gleichgültigkeit mündete. Dann holte er sich Radka und die Mädchen begriffen, dass es nicht um Hochmut oder Scheu dieses schönen Jungen geht, aber um seine Andersartigkeit. Sie gaben aber die Hoffnung nicht auf. Miliduch war der Mühe wert. Sie hofften, dass, wenn er seiner schönen Frau satt werde, dann sie, die ihr doch in nichts nachstehen, zu Wort kommen. Miliduchs Hand bekamen sie trotzdem nicht. Er blieb seiner Radka treu und an eine nächste Heirat dachte er nicht einmal im Traum.

„Ich werde gehen“, Miliduch schluckte den letzten Happen hinunter. Er warf einen Schafspelz über sich und zog aus dem Balken ein breites Beil heraus. In einen Leinenbeutel verstaute er ein Stück Käse, Brot und etwas Obst. Im Weggehen küsste er seine Frau und kitzelte seine zwei Söhne, die gerade hereinliefen, bis sie jauchzten. Dann trat er aus dem Haus, piff in Richtung Hund und ging zu Bresans Haus. Es stand nicht weit, nah am Weg gelegen, unter dem östlichen Wall.

„Er ging zum Brandfeld“, verriet ein Mädchen bereitwillig, das aus dem Nebengebäude hinausschaute. „So?“, lächelnte der Miliduch das muntere Kind an. „Wie ich sehe, wächst uns hier eine neue Drude heran.“ Er drehte sich um und mit langen Schritten durchmaß er die Siedlung, wo nur Frauen, Kinder und alte Männer geblieben sind, hin zum offenen Tor.

Wer sich der Burg von Budissin näherte, dachte zuerst, dass sie bis zum Himmel reicht. Diesen Eindruck bekräftigte der steile Weg, gegenüber dem die Festungsmauern doppelt so hoch erschienen. Die spitzen Pfähle verstärkten noch diesen Eindruck. Bei reger Phantasie könnten sie

an das Unterkiefer eines Monstrums erinnern. Insgesamt gesehen hatte die Burg noch weitere Vorteile. Sie stand auf einer hohen Felsenklippe, wohin der Zutritt nur von der Südseite möglich war. Den Fuß des Felsens umspülte die Spree, die hier ein scharf geschnittenes Tal ausgrub. Die Kluft zog sich in die Weite auf beide Seiten – sie erweckte den Anschein, dass sie eine gewisse Landesgrenze bildet. Dies machte einen überraschenden Angriff vom Norden aus unmöglich. Der besser zugängliche Süden war mit einem hohen Wall umschlossen. Die umhergehenden Wächter, die das Land von einem Holzturm oberhalb des Eintritts in die Burg beobachteten, meldeten alle Nachrichten nach unten.

„Gibt,s was neues?“ rief der Herzog ihnen zu, kaum kam er am Tor an.

„Nichts, nur ein paar Stück Vieh hatten sich verlaufen. Der Hirt ist vielleicht eingeschlafen. Wir haben einen Knecht hingeschickt.“

Miliduch hob zustimmend die Hand und die Wächter richteten ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Landschaft. Der Herzog durchlief das Tor, passierte die Brücke oberhalb des Grabens und lief auf die erste Ortschaft unterhalb der Burg zu. Hier wohnten Leute aus seiner Gefolgschaft. Ein Stück weiter lag die Siedlung der Töpfer, Schmiede, Weber und anderer Handwerker, die an eine große Fläche grenzte, die als Markt diente. Miliduch durcheilte den nah liegenden Birkenhain, sprang über den Bach in der Schlucht, und bald stand er am Rand der großen Brandfläche. Abwechselnd arbeiteten hier zwei Dutzend Menschen. Ein Teil der Fläche wurde bereits vom verkohlten Holz gesäubert. Die Äste wurden gleich auf der Stelle verbrannt und die größeren Holzstücke bei den Feuerfesten, die im Jahr gleich dreimal stattfanden.

Im Frühjahr wurden Feuer angezündet, damit die Lüfte von bösen Kräften gesäubert werden. Der Sommeranfang wurde dann mit dem Badefest gefeiert. Die Mädchen wuschen ihre Körper im Saft aus Trollblumen und anderen Kräutern, man tanzte und machte Musik, es wurde gegessen, getrunken und an entlegenen Plätzen wild geliebt. Zu den Herbstfeuern kamen die Seelen der Verstorbenen zurück, um sich zu wärmen, das Vieh wurde geopfert. Die Trauer nach dem vergangenen Sommer linderte die Aussicht, dass nach dem bösen Winter wieder ein warmer und duftender Frühling kommt.

Miliduchs Ankunft bemerkten am Anfang nur manche, sie nickten zum Gruß oder sagten ein paar Worte und widmeten sich weiter ihrer Arbeit. Der Herzog ging unter den Menschen umher und forschte verstohlen in ihren Gesichtern. Bei dem Dienstvolk beobachtete er nichts, nur bei den Verwandten fing er in ihren Augen ein Aufblitzen auf, ähnlich dem eines Raubtiers, welches die Spur der Beute aufspürte.

Miliduch blieb in der Mitte des Brandfeldes stehen. Er suchte Woratsch. Der war nicht hier. Dafür erblickte er Bresan, der die Holzreste auf einen Haufen zusammen zog. Er nahm das nächstliegende halbverkohlte Stück und zog ihn zum Onkel. Er warf den Stamm auf dem Haufen ab und sagte mit halbgeschlossenem Mund:

„Angeblich hast du mich gesucht. Was wolltest du von mir?“

„Gleich“, eher schnaufte der Gefragte, als dass er antwortete, und drehte sich um, um mit dem Herzog weiteres Holz zu holen.

„Man bereitet sich auf dich vor“, sagte Bresan, als sie genügend weit waren. „Heute in der Früh suchte Zicklein alle von uns auf. Er erzählte, dass du uns den Franken ausliefern

willst. Ich habe ihm gleich geantwortet, dass er es sich ausgedacht hat“, fügte er schnell hinzu, damit keine Bedenken entstehen, an wessen Seite er steht, „dass du es gewiss ganz anders gemeint hast.“ Miliduch schenkte der versteckten Frage keine Beachtung.

„Wo ist der Woratsch jetzt?“

„Das weiß ich nicht, sie haben sich ohne mich beraten, als sie sahen, dass ich ihm nicht glaube. Ich ließ sie sein und ging zu dir, aber du hast noch geschlafen. Radka sagte, dass du die ganze Nacht draußen warst.“ Und ich dachte, dass sie nicht aufgewacht war, lächelte gerührt Miliduch. Sie ist aufgeblieben, als ob ich ein kleines Kind wäre.

„Ich danke dir, dass du für mich eingetreten warst. Selbstverständlich, war es anders. Das nächste Mal wecke mich aber auf, damit es nicht zu spät wird. Du weißt wirklich nicht, wo Woratsch sein könnte?“

„Weiß Perun, wohin er dann gefahren ist.“ Der Herzog dachte nach: Wohin könnte der Woratsch so eilen? Zu den anderen Herzögen kaum, sie würden ihn nicht ernst nehmen. Obwohl ich nicht immer mit ihnen einer Meinung bin, gegen mich würden sie sich nicht stellen. Es wird schon so sein, dass er sich auf den Weg zu Boschetech machte, zu dem Hauptpriester des Schwarzen Gottes. Nur er ist mir mit Macht ebenbürtig. Miliduch tat diese Feindseligkeit weh. Warum wartete die Familie nicht ab, was er selbst dazu zu sagen habe? Auf der anderen Seite, süßte er sich den bitteren Wein, werde ich wissen, wie sich Boschetech zu dieser Nachricht stellte. Alles andere gibt sich mit der Zeit.

„Hast du den Rappel gekriegt? Wer soll dir nachkommen?“ rief Bresan, ganz rot im Gesicht. „Du fliegst hier rum, als würden die Hornissen dich jagen. Bis zum Abend ist Zeit genug.“ Miliduch kam zu sich. Bei der Gedankenlawine vergaß er sich ganz und die Verbissenheit, mit



welcher er über die einzelnen Fragen nachdachte, übertrug er unbewusst auf die Arbeit.

„Ruhe dich nur aus, Alter, ich schaffe es eine Weile auch allein. Man könnte mir noch Schuld dafür geben, dass ich dich wie einen Hasen abgehetzt habe.“ Der Witz fiel auf keinen fruchtbaren Boden. Trotz seiner Zuneigung zweifelte auch Bresan an Miliduch. Er fühlte seinen inneren Kampf, den er nicht verstand. Es gab nichts, woran man sich halten konnte, und der Herzog schwieg beharrlich. In dieser Stimmung verging der Rest des Tages. Ähnlich erging es auch den anderen Verwandten.

„Die Sprache kehrte ihnen erst vor dem Abend zurück. Das Gefühl einer gut getanen Arbeit spülte die Reste der Anspannung fort. Die ausgeruhte Seele meldete sich zum Wort. Die ersten Witze flatterten unter dem Dienstvolk hin und her; die Heiterkeit griff auch auf des Herzogs Familie über. Nach einem unverbindlichen Wortwechsel fasste Krch den Herzog am Ellbogen. Er atmete schwer, und es war klar, dass seine Atemschwierigkeiten nicht nur durch seine Rundlichkeit verursacht sind.

„Miltsch“, fing er woanders an, „wann willst du die Versammlung zusammenrufen?“

„Versammlung?“ zog Miliduch anscheinend interesselos das Wort in die Länge. Er bestärkte die winzige Überlegenheit, die er über die anderen gewann. „Wo ist der Woratsch?“ Alle wurden still. Sie schauten sich an und dann den Herzog und warfen sich hier und da verstohlene Blicke zu. Schließlich brachte Lichanez den Mut auf. Auf seiner hohen Stirn brachen Schweißtropfen aus. Er wischte sie mit dem Ärmel ab.

„Der Bruder ist fort gefahren, um Rat einzuholen.“

„Rat wegen was?“

„Wegen deinem Einfall.“

„Zu Schwarzgott?“ nickte Miliduch in die Südrichtung. „Ich dachte, dass wir es zuerst unter uns besprechen werden.“ Die feine Rüge ließen sie ohne Antwort. Im unangenehmen Licht rief man sich nun Herzogs Verdienste für den Stamm in Erinnerung. Dabei wusste man nichts Besseres, als ihm bei der ersten Gelegenheit in den Rücken zu fallen. Miliduch überließ die Familie den Vorwürfen eine genau bemessene Zeit. Das Gefühl der Schuld könnte schnell in Hass übergehen.

„Wenn euch an dieser Sache noch liegt, treffen wir uns heute Abend bei mir zu Hause.“ Kaum sprach er zu Ende, tauchte am Löbauer Weg ein Punkt auf, der bald zu einem Dreierpunkt wurde und sich Budissin näherte. Woratsch kehrte auf dem Pferd zusammen mit zwei Knechten als Begleitung zurück.

„Ihr wisst selbst, dass ich niemals etwas ohne euch entscheide“, eröffnete Miliduch die Versammlung, kaum dass sich alle in der geräumigen Stube hingesetzt haben. Das Haus wurde aus langen, schweren Baumstämmen noch zu der Zeit des Großvaters Budysch gebaut. Wie die Großfamilie wuchs, hatte man das Haus mit weiteren Verschlängen getrennt. Der Hauptraum, wo man sich zu Versammlungen oder Familienfesten traf, blieb aber unberührt. Die Menschen wurden jedoch immer mehr und das Haus zu klein für ihre Bedürfnisse. Der Burgplatz füllte sich mit weiteren Hütten. Zuletzt, als der letzte Verwandte wegzog, blieb das Haus im Besitz von Miliduch und seiner eigenen Familie. Die Bestimmung des Hauptraumes änderte sich aber weiterhin nicht. Nach wie vor, wie auch heute Abend, hatte man dort beratschlagt, gestritten und gefeiert. Ohne Anwesenheit des Gesindes und der Frauen. Deshalb ging auch Radka, obwohl hier zuhause, an diesem Abend mit

den Kindern in die Nachbarschaft zur Amme. Auch Wenek war nicht anwesend. Miliduch schickte ihn fort, er sollte erst am nächsten Tag zurückkommen.

„Es lässt sich schwer erklären, aber wie ich es schon Woratsch hier gesagt habe, wir alle haben diese ewigen Kämpfe satt. Schaut mal, gerade haben wir die Ernte nach Hause gebracht. Der Winter steht vor der Tür und wir brauchen ihn nicht zu fürchten. Es gibt genügend Getreide im Speicher, die Viehherden sind größer geworden. Unsere Kinder können sich satt Essen, wir haben eine gute Kleidung. Aber nur ein einziger Überfall genügt, und alles wird dann auf einmal anders. Damit wir ein solches Ende nicht erleben, müssen wir etwas dafür tun. Vielleicht versteht Boshetech mehr davon“, schickte er einen versteckten Pfeil zum Woratsch hin, „aber ich denke, wenn es um unsere Lebensinteressen geht, ist es gleichgültig, ob uns der eine oder andere Gott hilft. Und welcher von ihnen ist eigentlich mächtiger? Der Perun, Weles, oder unser Schwarzgott? Vielleicht wird es Schemeks Weib sein, weil er von ihr immer so schwärmt. Oder sogar der Zittauer Mojba? Dazu verehren wir noch die Bäume, die Geister der Flüsse, der Luft und den Schutzgeist der heimischen Schwelle. Was passiert, wenn ein weiterer hinzu kommt? Nichts. Um einen mehr oder weniger... Übrigens, wer sagt, dass wir uns von unseren Göttern lossagen wollen?“

Nach Miliduchs Ansprache trat ein langes Schweigen ein. Jeder ordnete sich seine Worte im Kopf. Er spricht klug, darüber gibt's keinen Zweifel. Götter gibt's mehr als genug, und man weiß nicht einmal, welchem zuerst die Ehre zu erweisen ist. Es ist zwar richtig, manche Sachen sind nützlich, wie die Prophezeiungen, die Zauberquellen, der Erntezauber, der Zauber für das Vieh und die Gesundheit. Sie bewährten sich bei unseren Vätern und sind nützlich

auch für uns. Es kostet auch schon was! Allein, was so ein Schwarzgott in einem Jahr frisst! Der neue Gott will nichts, er hilft umsonst. Wenek sprach oft darüber... Sie wollten aber nicht so schnell aufgeben.

„Lassen wir es so stehen. Sage uns noch, was Wenek damit zu tun hat? War er es etwa, der dir dieses Zeug in den Kopf gesetzt hat?“ fragte Koschnak. Der Herzog antwortete nicht gleich, es schien, als dachte er über etwas nach.

„Ja und nein“, sagte er nach einer Weile. „Um die Wahrheit zu sagen, es kam mir in den Sinn, als er sich für den Rotbärtigen eingesetzt hat. Ich habe mir gesagt, wenn er uns Frieden und Liebe predigt, warum sollten wir ihn nicht mit derselben Nachricht zurück schicken. Einige von uns werden ihn dabei begleiten.“

„Wir sollten uns auf den Weg bis zum Karl machen?“

„Er wird alleine fahren. Wir werden bei seinem Vater warten. Er ist doch von unserem Blut.“

„Und was, wenn Wenek nicht zurück kommt?“

„Dann wird uns das einiges verraten.“

„Wie?“ begriff Koschnak immer noch nicht. „Wie erfahren wir, was los ist?“

„Wenn er zurück kommt, sagt er es uns“, entgegnete ruhig der Herzog. „Wenn er nicht zurück kommt, wird es bedeuten, dass der Karl mit uns nicht verhandeln will. Was hat dir Boschetech gesagt?“ wandte er sich unerwartet seinem Vetter zu. Woratsch holte tief Luft ein, legte seine Hand an das kurze Schwert an seiner Hüfte und antwortete laut.

„Boschetech lässt ausrichten, dass wir unsere Götter nicht verlassen sollen.“

„Darüber sind wir uns schon einig.“ Miliduch schaute den Woratsch abwartend an. „Und was weiter?“ Der Vetter wurde rot und atmete laut durch die Nase. Er stülpte überheblich die Lippen, seine Angst konnte er aber nicht

verstecken. Es war ja seine Idee, in den Tempel des Schwarzen Gottes zu fahren. Hinter den Sorgen um das Schicksal des Stammes verbarg sich, wie bekannt, sein Streben nach Macht und Ruhm. Andererseits - war er vielleicht schlechter, als Miliduch?!

„Er sagte auch, wenn wir unsere Götter verlassen, wird der Frankengott sie alle verschlucken!“

„Und noch etwas?“

„Du sollst zu Allerseelen zu ihm kommen.“

„Gut“, nickte zustimmend der Herzog, „morgen wirst du zu Boschetech noch einmal fahren und ihm sagen, was du hier gehört hast. Nimm ein paar Menschen und ein Wagen mit. Lade ihn mit Opfergaben voll, so viel, wie nur reingeht. Sage ihm auch, dass wir alle uns vor dem mächtigen Schwarzgott, der uns schon so viele Siege brachte, verneigen. Ist es so?“

„Ja, das stimmt“, nickte zufrieden die ganze Versammlung, „du sprichst für uns alle.“ Den scheinbar ruhigen Herzog überflutete eine Welle der Freude. Obwohl sich die Familie zu seinem Vorhaben mit dem Karl nicht direkt äußerte, war klar, dass er sie auf seine Seite gezogen hatte. Man billigte seine Botschaft für den ernsthaftesten Gegner auf heimischem Boden. Das war ein höchst wichtiger Schritt. Nicht nur ein Kügelchen, diesmal hatte er eine ganze Handvoll auf die Schnur auffädeln können. Jetzt kann er ohne Sorgen darlegen, wie er zur Verhandlung mit Karl den Wenek nutzen will. Er ließ Weinsäcke, Brot, Wild und junge Zwiebeln bringen. Beim Essen wurde man sich darüber einig, dass die Boten nicht bei Trocha, dem Herrn der Mojens und Weneks Vater warten werden, sondern dass sie auch die anderen sorbischen Herrscher besuchen, die an der Grenze mit den Franken leben. Die Boten sollten des Herzogs Einladung zur Versammlung ausrichten, die

er im Frühjahr des kommenden Jahres zusammen rufen wollte. Dazu bekommen sie auch für die Herrscher und Vormänner, durch deren Gebiete sie fahren werden, Geschenke mit. Bei der Reise sollten sie auf alle wichtigen Sachen achten und die neuesten Nachrichten darüber, was auf der Frankenseite geschieht, mitbringen. Sie sollten erst nach dem dritten Vollmond zurück kommen.

„Wer wird die Boten führen? Solltest nicht du fahren, Miltsch?“ Bresans Bemerkung rief einen lauten Streit hervor. Einige waren dafür: Der Herzog würde dadurch seine führende Stellung unter den Sorben bekräftigen. Der Hauptsprecher dieser Gruppe war Woratsch. Er hoffte insgeheim, dass Miliduch unterwegs ein Unglück passiert. In den Wäldern lauert immer genug Gefahr. Dann würde er selbst Herzog werden.

Die anderen, mit Koschnak an der Spitze, baten den Herzog im Gegenteil darum, auf keinen Fall zu fahren. Wenn ihm etwas passieren würde, könnte dann ernsthaft die Einheit des Landes gefährdet werden. Darüber hinaus sollten noch die Vormänner der Böhmen und der Sahoraci kommen. Unlängst wehrten sie den Angriff der Franken ab und für den Fall eines nächsten Angriffs muss man einen weiteren Verlauf besprechen.

„Haben wir etwa nicht Recht?“ drehte sich Koschnak dem schweigenden Herzog zu. Miliduch, obwohl er ihm zustimmen wollte, beeilte sich mit der Unterstützung nicht. Er wollte nicht beschuldigt werden, dass er sich wie ein altes Weib in der Ecke verkriecht. Das könnte seiner Sache schaden. Er benötigte zu Hause einen festen Stützpunkt.

„Recht habt ihr alle. Verhandeln ist notwendig, hier und dort auch. Man muss die Vormänner zu der Frühlingsversammlung einladen und dabei schauen, wie die Sachen bei

ihnen stehen. Ob das, was sie bei den Versammlungen verkünden, auch wahr ist. Besonders interessiert mich dann die Grenze zu den Franken.“

„Was schlägst du also vor?“ fragte unerwartet friedlich Woratsch. Das stärkte im Herzog den Verdacht, dass er über das Treffen mit Boschetech nicht alles sagte. Hatten sie etwas im Hinterhalt? Miliduchs Blut geriet in Wallung, in einen direkten Streit wollte er aber nicht geraten.

„Wir werden Boten losschicken. Die Person, die die Botschaft tragen wird, wird genauso wichtig sein wie ich. Ein ungeschickter Mensch kann der Sache mehr schaden, als nützen. Du, Onkel, wirst fahren“, wandte er sich Koschnak zu, „du hast zwar schon deine Jahre, aber Kraft hast du immer noch genug.“ Miliduch stützte sich an der Lehne des Holzsessels ab. „Ich würde hier Woratsch schicken, wenn er so gerne durch die Welt reist, aber du“, richtete er sich direkt an den Vetter, „musst überwachen, dass die Felder richtig bestellt werden und oberhalb der Schlucht musst du das Feld besäen. Zwei, drei Vollmonde und der Schnee ist da. Jede Hand wird gebraucht.“ Jetzt blitzte das Weiß in Woratschs Augen. Aber er protestierte nicht. Sollte er sich beschweren, dass Miliduch ihn im Auge haben wollte? Die Anspielung auf seinen Weg zum Schwarzgott war nur eine Verwarnung, sich zurück zu halten. Die ganze Angelegenheit könnte der Herzog viel strenger lösen. Darüber hinaus hatte er ihn eigentlich noch gelobt. Woratsch war ein guter Landwirt und arbeitete immer für drei. Er dachte auch darüber nach, sich selbstständig zu machen. Auch einen Platz hatte er sich schon ausgesucht, in der Sichtweite von Budissin, auf dem schönen Hügel über der Spree. Er wird für sich ein großes Haus bauen, von Miltsch bekommt er etwas Gesinde und wird eigener Herr. So dachte er bis vor kurzem, heute aber nicht mehr. Boschetech setzte

ihm einen Wurm in den Kopf. Als er sich über den Herzog beschwerte, hörte er ihm geduldig zu. Dann führte er ihn zu der alten Drude, die nicht weit vom Tempel hauste. Sie warf eine Handvoll Kräuter ins Feuer, schaute in die Flammen und sagte rau:

„Alles hat seine Zeit. Einmal wirst du aus den Budissiner Wällen schauen.“ Was anderes sollte das bedeuten, als dass er Herzog wird? Er fragte die alte Frau nach Einzelheiten aus, er wollte wissen, wann es sein wird, aber die Alte wiederholte nur schroff: „Du wirst es schon erleben.“

„Nimm deinen Budysch mit“, sprach der Herzog von neuem zum Koschnak, „soll der Junge doch lernen. Er schaut sich die Welt an, sammelt Erfahrungen. Noch ein paar Jahre und diese Jugend wird uns ersetzen. Sie muss sich darauf vorbereiten. Und jetzt“, senkte Miliduch etwas die Stimme, „lasst uns darüber sprechen, mit welcher Nachricht wir Wenek zurück schicken sollen.“ Die Männer setzten sich rund um den Herzog, damit ihnen kein Wort entgeht, nur Woratsch und noch zwei andere standen pikiert auf und gingen fort.

„Was habt ihr vereinbart? Und was wird mit Wenek sein?“ fragte Radka am nächsten Tag teilnahmsvoll. Das Schicksal des schönen und freundlichen Mannes interessierte sie nicht weniger als die anderen Frauen in Budissin. Es war klar, dass gerade er im Hintergrund des Stammesstreites steht. Miliduch rieb seinen blauen Zeigefinger, den er sich bei der Räumung des Brandfeldes verletzte, und holte bei seiner Antwort etwas breiter aus:

„Mit Wenek? Wir werden ihn zum Karl schicken, damit er Frieden vereinbart. Ich denke, dass er für diese Aufgabe mehr als sonst jemand geeignet ist. Die Familie ist mit allem einverstanden“, lächelte er hämisch, „mit allem, was ich dir unlängst erzählte. Dagegen war hauptsächlich



Woratsch, aber wegen ihm mache ich mir keinen Kopf. Er wird Opfertempel zu Boscheks Tempel schaffen, und das sollte den beiden den Mund schließen. Was Wenek angeht...“ Der Herzog suchte nach geeigneten Worten, „...er schafft es, in den Menschen eine Vorstellung von vollkommener Welt auferstehen zu lassen. Er hat Erfolg, er ist gebildet. Er kann lesen, schreiben und spricht gut. Und auch wenn er das nicht direkt sagt, viele Menschen denken, dass seine bessere Welt schon da ist, bei den Franken. Es ist richtig, in manchen Sachen sind sie wirklich besser, aber in anderen auch nicht. Zum Beispiel die Sachsen. Wie lange ist es her, dass Karl ihre Vormänner niedergemetzelt hatte? Unzählige waren sie. Und heute? Sie gehorchen den Franken aufs Wort, ebenso wie ihr Widukind. Er fürchtet den Karl wie den Teufel, seine Leute würde er lieber in das ärgste Gemetzel führen, als dass er den Kopf heben würde. Als ob ihnen das Grauen von der Schlachtereier im Blut geblieben wäre.“

„Gut, was können sie aber gegen den Karl anstellen? Gegen so eine Übermacht? Was würdest du an Widukinds Stelle tun?“

„Ich mache alles dafür, dass ich nicht an seiner Stelle sein muss“, wick der Miliduch der Frage aus. Deshalb schicken wir Wenek mit so einem großzügigen Angebot fort.“ Radka, die sich inzwischen zu ihrem Mann auf die Bank setzte, fragte ihn:

„Worauf hast du dich eigentlich mit der Familie geeinigt?“ Was wollt ihr Karl ausrichten lassen?“

„Wenek wird von uns mit der Nachricht geschickt, dass wir über die Taufe nachdenken. Allerdings seien wir nicht alle einer Meinung. Damit die Leute den neuen Gott annehmen, müssen sie überzeugt werden. Soll doch der Karl, als Herrscher der Christen, mit uns eine Friedensvereinbarung schließen. Er soll sich verpflichten, dass er uns

nicht angreift und wir werden dafür sorgen, dass auch unsererseits die Angriffe aufhören. Zugleich möge er zu uns solche Menschen wie Wenek, schicken. Wir werden niemandem im Wege stehen.“

„Und was dann, wenn niemand den neuen Glauben wird annehmen wollen? Du kennst doch unsere Priester.“

„Davor habe ich keine Angst. Übrigens - das wird die Sache ihrer Prediger sein, nicht meine.“

„Und du?“ flüsterte Radka. Sie wurde in der Furcht vor den mächtigen slawischen Göttern, die man lieber nicht anfassen soll, erzogen. „Für kleinere Sünden strafen uns die Götter.“ Miliduch wischte mit der Handkante Brosamen von dem groben Tischbrett weg und lächelte seine Frau an:

„Du weißt selbst, dass ich mir mit solchen Sachen keinen Kopf mache. Falls es notwendig wird, lasse ich mich auch taufen. Bisher gibt es kein Grund zur Eile. Wir werden sehen, mit welcher Nachricht Wenek zurück kommt.“

„Das wird kein gutes Ende nehmen“, runzelte Radka ihre Stirn und legte die Hände traurig in den Schoß. „Ich habe Angst um die Kinder, um uns, um dich. Lass doch das alles sein. Kümmere dich um die Wirtschaft, erziehe unsere Söhne, sage ihnen, was gut ist und was nicht und vergesse alles andere. Die Felder sind fruchtbar, dem Handwerk geht es gut, es werden mehr Kinder geboren, darin liegt unsere größte Kraft. Was können wir uns mehr wünschen? Wozu sollten wir uns mit sinnlosen Dingen befassen?“

Miliduch schaute sie teilnahmsvoll an: „Das ist doch alles nicht nur von mir abhängig. Die Kraft, von der du sprichst, gehört nicht nur uns. Sie ist auch überall in der Welt. Wenn wir gegen sie gehen werden, wird sie uns überrennen. Aber wenn wir sie im Rücken haben werden, werden

wir doppelt so große Sprünge machen können. Kannst du dich erinnern, wie wir vor Jahren zusammen mit dem Sturm liefen?“ Die Gattin kehrte für eine Weile in Gedanken in die Vergangenheit zurück. Sie waren damals kurz zusammen. Sie flüchteten vor den neugierigen Blicken der Menschen und liebten sich, wo es ging. Bei so einem Ausflug überraschte sie ein Gewitter. Sie fassten sich an den Händen und liefen mit dem Sturm im Rücken nach Budissin, sprangen fröhlich in die Höhe und hatten das Gefühl, als wären sie zwei Vögel.

Radka stand auf und starrte Miliduch an. Dann trat sie zu ihm, krallte ihre Finger in seine Haare und drückte ihn an sich. Er war ihre Welt, es mochte kommen, was will. Er war ein Mann, wie es sich gehört, lebendig, nah, aus Fleisch und Blut, ihr Liebhaber, der Vater ihrer Kinder.

„Tu, was du für richtig hältst“, sagte sie kläglich. „Du bist nicht nur unser Vater, sondern auch der Herrscher der Sorben. Du gehörst dem ganzen Land. Ich würde dich nur für mich und unsere Söhne haben wollen, aber es ist wohl nicht möglich. Ich weiß nur, dass ich dich liebe, dass ich dich nicht verlieren möchte.“ Dann küsste sie ihn in die Haare, drehte sich um und trat aus der Tür schnell hinaus.

Miliduch saß eine Weile reglos. In seinem Kopf klangen die letzten Worte seiner Frau nach. Soviel Zärtlichkeit und Schmerz auf einmal. Hat das, was er vorhatte, überhaupt einen Sinn? Radkas Welt ist begreifbar, weil sie begrenzt ist. Und was wäre, spielte er mit dem Gedanken, wenn er alles hier lassen würde. Frau und Kinder nähme, dazu ein paar Sachen und ein paar Stück Vieh für eine neue Wirtschaft, und wegziehen würde, irgendwohin, wo keine böse Hand hinlangt, ob sie fränkisch oder eigenen Blutes ist? Gab es überhaupt so einen Ort? Der Herzog dachte darüber nach. Einige schöne Plätze gibt es schon, an der oberen Neiß

zum Beispiel, von wo die Mutter stammt – vom Norden kommt ein dicker Urwald, ringsum des Flusses fruchtbare Flure, wenig Menschen und noch weniger Wege. Budissin würde er Woratsch überlassen, wenn er danach so trachtet. Und starker Männer ist das ganze Land voll...

Auf einmal war von außen ein Geschrei und eiliges Getrappel zu hören. Miliduch stand auf und ging heraus. Trotz der düsteren Gedanken musste er lachen. Der verrückte Tschula hatte ein Stück Braten gestohlen und das Gesinde verfolgte ihn. Tschula lief mit Geschrei durch die Häuser, die Keule hielt er aber immer fest an seine Brust gepresst. Schließlich holte man ihn ein, nahm ihm das Fleisch weg und verpasste ihm einige Fußtritte und Schläge auf den Weg. Während man ihn lachend verließ, wand sich der Arme am Boden und schrie.

Miliduch setzte sich vor das Haus. Er konnte von dem Armen die Augen nicht abwenden. Während sich Tschula von der Erde sammelte und wie ein geschlagener Hund fort schlich, begriff er es. Die Welt ist wie diese Keule. Wenn man sie haben will, muss man sie sich nehmen und auch verteidigen können. Deswegen schließen sich die Menschen zusammen. Sonst enden sie wie der Tschula. Und es hilft auch nichts, wollte man die halbe Welt weit flüchten. Man wird überall gefunden. Im besseren Fall kriegt man Prügel ab und bekommt alles weggenommen. Im schlimmeren Fall verliert man das Leben. Miliduchs Gesicht sah aus, wie aus glatter Buchrinde geschnitten. Er konnte das Gefühl nicht loswerden, dass er es war, der unlängst auf der Erde vor dem Tore lag.

Er kehrte in die Stube zurück. Sein Kopf brannte. Er spülte sich mit Wasser ab und fiel schwer aufs Bett. Er zog eine Pelzdecke über sich und lehnte den Kopf an der Wand an. Der geschwächte Geist entkräftete die Lebensflamme

bis an den Docht. Die Rohheit des Lebens wog schwer in diesem Moment der Schwäche des Herzogs. In einem einzigen Augenblick wurde sein Inneres durch einen eisernen Hauch versengt. Der Geist war aber aus einem guten Metall. Aus der Schwäche schmolz er zu einem Willen, die Härte eines Steines übertreffend.

Inzwischen näherte sich Budissin eine kleine Gruppe von Menschen. Ihr vorsichtiger Gang verriet dem Wächter schon von weitem, dass Wenek zusammen mit einigen Burschen zurückkehrt. Sie brachten aus Tornau fünf große Töpfe, oder eher Fässer für die Weinherstellung, die der Herzog vor einiger Zeit selbst bestellt hatte. Bald findet die Versammlung statt, und ohne Wein, genügend Wild und Gebäck wäre sie undenkbar. Um die Vormänner samt ihrem Gefolge sättigen zu können, ist die Anschaffung großer Vorräte und eine gründliche Vorbereitung erforderlich. Budissin, wenn auch schon eine reiche Stadt, konnte dies nur teilweise gewährleisten. Etwas brachten die Vormänner selbst und den Rest lieferten die Landjunker und andere Gemeinden.

Fast alle liefen der Gruppe entgegen – jung und alt, das Gesinde, wie auch die Edelleute; jeder wollte als erster das kleine Wunder, das die Töpfe aus Tornau sicher waren, sehen. Dank des guten Tons und der Kunstfertigkeit waren die Erzeugnisse der hiesigen Töpfer bis hin zur Elbe und im Norden bis zur Oder bekannt. Die hiesigen Werkstätten kamen ihnen bei einzelnen Waren ab und zu gleich, nichtsdestotrotz fanden die Tornauer, vor allem was die Typenvielfalt und die oft überraschenden Größen anging, keine Konkurrenz. Das Publikum schaute in die Fässer hinein, klopfte auf deren Wände und geizte nicht mit bewundernden und anerkennenden Worten. Die Töpfer ha-

ben sich wieder einmal ausgezeichnet. Der Preis war auch nicht ganz gering – jedes Fass bezahlte man mit einem Leinenwickel, und zwar mit einem handbreit starken! Wenek, bei den Töpfen stehend, schaute sich erfreut um. Er war froh, dass es ihnen gelang, die Gefäße in Ordnung an Ort und Stelle zu bringen. Von den anderen jungen Menschen unterschied er sich kaum. Als er Miliduchs Blick auffing, wurde er mit einem Schlag ernst. Aus dem Gesichtsausdruck des Herzogs begriff er, dass in der Zeit seiner Abwesenheit etwas geschehen war. Langsam ging er zum Haus.

„Sei gegrüßt, Herzog.“

„Ich bin froh, dass ihr schon zurück zu Hause seid. Wie ich sehe, auf den Fässern ist kein einziger Kratzer zu sehen. Ich war gespannt, wie ihr die Überfahrt schaffen werdet. Auch wir waren hier nicht faul“, ging er langsam zum anderen über. „Das Feld hinter dem Löbauer Weg ist schon begradigt. Es wartet noch eins auf uns, hinter der Schlucht. Wir werden die Herbstsaat erledigen und danach können wir uns in die Erdlöcher verkriechen, wie die Bären.“ Wenek blieb innerlich gespannt. So gesprächig war Miliduch nur selten. Etwas wird er von ihm brauchen, das ist klar. „Wenn du dich ausgeruht hast“, der Herzog sprach in leichtem Ton weiter, „komm zu mir. Wir werden einige Sachen bereden.“

„Gerne“, antwortete Wenek, verbeugte sich leicht und ging dann zu Krchs Haus, wo er seit seiner Ankunft in Budissin wohnte. Man behandelte ihn dort bereits wie einen eigenen. Besonders die Tochter Ludka spielte eine wichtige Rolle dabei, weil sie von dem neuen Einwohner hin und weg war. Der Vater stellte sich der entstehenden Beziehung nicht entgegen. Seine Freundlichkeit stärkte das Bewusstsein, dass Wenek aus einer guten Familie stammt und sicher von zu Hause nicht mit leeren Händen geschickt wird.

Was wird der Herzog wohl von mir wollen? Der Mönch dachte über Miliduchs Worte nach. Seine Stimme klang nach einem Schwert, sie hatte ihre frühere Weichheit verloren. Sollte der Kaiser einen neuen Angriff planen? Unsinn. Dieses Jahr hatte er in Böhmen keinen Erfolg, und bald kommt der Winter. Vielleicht möchte er mich loswerden. Um die Wahrheit zu sagen, er hatte einige Menschen für das Christentum bereits gewinnen können, vor allem Ludka und noch zwei von den Burschen, die mit ihm in Tornau waren. Sie zu taufen, hatte er sich noch nicht getraut. Er wartete auf eine günstige Gelegenheit, um dann den Herzog um Genehmigung zu bitten. Der Abt würde sich sicher deswegen ärgern - du handelst nicht wie ein richtiger Apostel, wenn du die Erlaubnis eines Barbaren brauchst, erinnere dich doch an die ersten Christen. Aber Miliduch ist kein Barbar, er hatte mich unter das eigene Dach aufgenommen, er ernährt mich und schützt mich. Vielleicht deshalb, weil ich eine gute Botschaft bringe. Eine gute Botschaft setzt gute Menschen voraus, ansonsten hätte sie keinen Sinn. Ohne Zweifel ist das deshalb so, weil sie mit dem Evangelium des Glaubens und der Liebe gemeinsamen Ursprung hat. Den Menschen fehlt aber das Ziel oder klare Grenzen. Sie sind den Blinden ähnlich. Deshalb muss er mit dem Herzog vorsichtig verhandeln, um ihn nicht zu kränken. Obwohl er mich mit der Zeit begreifen würde.

Aber es sind auch andere da. Manchen bin ich ein Dorn im Auge. In der letzten Zeit vor allem Woratsch. Er mag Miliduch nicht, er fürchtet sich vor ihm und feindet ihn deswegen nur hinter seinem Rücken an. An mir lässt er seinen Ärger aus, wo er nur kann. Alles stört ihn. Es kann sein, dass das der Grund ist, warum er mich ruft... Wenek verzagte. Er verspürte Sehnsucht nach göttlicher und

menschlicher Berührung. Er trat in seine Kammer, wo ihn keiner sehen konnte und betete inbrünstig mit den Worten eines Psalms: „Las mich den Weg erkennen, den ich gehen soll, denn zu Dir erhebe ich meine Seele.“

Das geplante Treffen fand schließlich nicht statt. Miliduch fuhr noch am selben Tag weg, um einen Streit um die Nachfolge nach des verstorbenen Herzogs in Löbau zu schlichten. Mann musste aus mehreren Bewerbern wählen, wobei jeder seine Fürsprecher und Gegner hatte. Danach rief man ihn wegen Viehdiebstählen weg. Nach seiner Rückkehr kam zu Wenek ein Junge gelaufen.

„Du sollst zu Miltsch kommen“, richtete er aufgeregt und wichtigtuertisch die Nachricht aus. Wenek presste die Lippen zusammen, nickte bejahend mit dem Kopf und machte sich, von dem Jungen begleitet, auf den Weg zu des Herzogs Haus. Vor der Tür blieb er kurz stehen, nahm aus seinem Beutel eine schön geschnitzte Pfeife und gab sie dem Jungen.

„Hier, das hast du von mir, für deinen Dienst“, und lächelte ihn an, streichelte seine Haare und trat danach unsicher in die Stube ein. Durch die Tür hinter ihm drang der erster Pfiff seines Geschenkes und auch etwas Tageslicht hinein, das in Miliduchs ruhig achtsamen Augen seinen Ruhepunkt fand. Er saß am Tisch direkt gegenüber dem Eingang. Wenek bekam kurz den Eindruck, dass vom Tisch das Augenweiß eines Bären oder Wolfes aufblitzte.

„Schließe die Tür“, forderte der Herzog den Besucher auf, „und setz dich. Radka wird gleich etwas vorbereiten.“ Wenek schaute sich im Zimmer um. Der Raum wurde von einer Kienfackel und dem Feuer in der Ecke, auf dem ein Braten bereitet wurde, erleuchtet. Der Duft des Wildbratens durchdrang das ganze Haus, und dem Mönch lief das Wasser im Mund zusammen. Radka trat zu ihm und legte



vor ihn auf die grobe Tischplatte Käse, eine dicke Scheibe Brot und einen Topf Milch. „Das Fleisch ist noch nicht ganz durchgebraten“, sagte sie mit einem entschuldigenden Blick zur Feuerstelle. Wenek gab ihr zu verstehen, dass ihre Entschuldigung gewiss nicht am Platz ist. Er bedankte sich für die Bewirtung, bekreuzigte sich und fing zu essen an. Miliduch wartete, bis er satt war und nach ein paar einführenden Sätzen ging er zur Sache über.

„Es fand eine Beratung statt. Hat mit dir schon jemand gesprochen?“

„Noch nicht. Über was denn?“

„Wir werden Boten nach Westen schicken. Wir rechnen auch mit dir. Du solltest dich anschließen, sie werden auch zu deinem Vater fahren.“

„Das verstehe ich nicht. Du jagst mich fort?“

„Ich jage dich nicht weg, im Gegenteil. Ich habe für dich eine wichtige Aufgabe. Eigentlich eine Bitte.“

„Eine Bitte? An mich? Du, der Herzog aller Sorben?!“ schüttelte Wenek verständnislos den Kopf. „Womit kann ich dir nützlich sein?“

„Höre gut zu. Unlängst hast du mir gesagt, dass dich der Abt, oder der Bischof zu mir gesandt hatte, ist das so?“

„Ja, genauer der Abt, aufgrund des Willens des Bischofs. Aber ich verstehe nicht, warum du darüber sprichst...?“

„Dein Glaube kam uns gerade zurecht“, Miliduch ließ den Mönch nicht zu Ende sprechen und erklärte ihm kurz den Inhalt der Botschaft, die Wenek dem fränkischen Kaiser übergeben sollte. „Falls Karl auf das Abkommen über den Frieden unter gleichen Bedingungen eingehen wird, werde ich der erste sein, der deinen Glauben annimmt. Du kennst mich. Ich spreche nicht bloß daher.“ Wenek traute seinen Ohren nicht. Das träumt er vielleicht nur! Gleichzeitig begann er fieberhaft nachzudenken. So ein Angebot

kann doch Karl nicht abschlagen. Selbst der Abt hatte ihnen oftmals erklärt, als die Mönche von den Grausamkeiten erzählten, die im Zeichen des Kreuzes verübt wurden, dass diese Züge, um die Lehre Christi verbreiten zu können, notwendig sind.

„Die Heiden sind widerspenstige Sünder und nur körperliches Leiden und Entbehrung kann sie zur Demut und Sehnsucht nach Gott bringen. Alle diese Kriege müssen sein; ich habe nicht den Frieden, sondern Schwert gebracht“, berief er sich auf Christus` Worte. Dabei endeten die meisten Disputationen.

Miliduchs Vorschlag war für Wenek noch aus einem anderen Grund bedeutsam. Er sollte dem Abt eine Nachricht über das Ergebnis seiner Reise geben und das hieß, Budissin zu verlassen. Einige Tage quälte sich Wenek damit, wie er das durchführen soll. Er konnte heimlich weggehen, aber dann bliebe ihm der Weg zurück versperrt. Das wollte er aber nicht, schon wegen Ludka nicht. Auch würde er dadurch Woratsch und einigen anderen die Karten in die Hand geben, damit sie behaupten können, dass er sich zu ihnen mit schlechter Absicht einschmeichelte.

Ganz gleich würde das enden, wenn er über seine Verpflichtung offen spräche. Das sei bestimmt ein Späher, würde sich in Budissin blitzartig verbreiten und wer weiß, was ihn danach noch erwarten würde. Und nur so weg zu gehen, ohne eine Erklärung, das würde auch nicht gehen. Er hatte sich viel zu viel emotional gebunden und sein Fortgehen würde Trauer und Zweifel wecken. Eine Ausrede, oder sogar eine Lüge lehnte er schon vorher ab, das wäre gegen Christus. Gott erhörte meine Gebete, eine bewegte Dankbarkeit zu dem Höchsten erfüllte Weneks Gemüt. Und wieder sprach er zu mir durch die Lippen dieses großen und bemerkenswerten Mannes.

„Die ganze Sache hat nur einen Haken.“

„Welchen“, unterbrach sich Wenek in seinen Gedanken.

„Nun“, hob der Herzog ein wenig seine Mundwinkel, „du wirst uns fehlen. Du hast hier nicht nur die Seelen angesprochen, sondern auch gewisse Herzen. Und am meisten, soviel ich weiß“, er deutete leicht die Richtung an, „das Herz eines schönen Mädchens in der Nachbarschaft.“ Wenek wurde rot wie der Klatschmohn. Er stammelte etwas zur Erklärung, aber Miliduch lachte nur laut, klopfte ihm ermutigend auf die Schulter und fügte hinzu: „Ich will nur sagen, dass du in Fulda nicht unnötig Zeit verlieren sollst. Sobald du die Antwort kennen wirst, eile zurück. Sie ist wichtig für uns.“

„Soll ich für den Kaiser ein Schreiben aufsetzen?“

„Wozu, es wird besser sein, du richtest alles mündlich aus.“

„Wann fahren wir los?“

„Morgen. Damit ihr zurück seid, bevor der Schnee kommt.“ Wenek zuckte mit der Schulter zum Zeichen, dass er nichts dagegen habe.



## BOSCHETECH'S PROPHEZEIUNG

Am nächsten Tag gegen Mittag umringten die Budissiner eine etwa zehn Mann zählende Gruppe. Auf den Pferden saßen Koschnak, sein Sohn Budysch und Wenek, dessen Pferd ein Geschenk des Herzogs selbst war. Rund um sie herum standen bewaffnete Männer. An den Schultern trugen sie Bögen, hinter ihren linken Schultern lugten aus den Köchern die Pfeile und aus den Gürteln staken Messer und Äxte mit schmalem und langem Stiel. Um Koschnak herum drängten sich seine Ehefrau mit den Kindern, wobei besonders die Jungen mit Bewunderung und Neid zu dem ältesten Bruder hinaufschauten. Wenn sie einmal groß seien, würden auch sie ihre schönen Pferde satteln und auf ihnen in die Welt hinaus fahren, so wie er. Budysch saß kerzengerade im Sattel, schweigsam und stolz, und zu seinen Geschwistern schaute er nur herab, um sich zu vergewissern, dass das Interesse an seiner Person noch andauere. Wenek dagegen war gesprächig, mit seinen Freunden redete er lustig und auch sachlich über die Reise und die Rückkehr. Als Ludka zu ihm hintrat, verstummte er. Ihr lockenreiches Haar lag aufgelöst auf ihren Schultern, nur vorne banden es zwei silberne Spangen zusammen. Die

Schnüre auf ihren Schuhen leuchteten hellrot, ebenso wie ihr schmaler, kunstreich geflochtener und mit einer goldenen Schnalle verzierter Gürtel. Aus ihrem zarten Brustkorb erhob sich ein voller Busen, über den der Stoff des Kleides hin zur Taille hinab floss, die einen markanten Übergang zu ihren verlockenden Hüften bildete. Eine Braut wie für den Kaiser. Ludka wollte sich dem Wenek in ihrer vollen Schönheit zeigen, auf dass er sie nicht vergisst, wenn er im weiten Ausland sein wird, bis er wieder zu ihr zurückkehrt.

„Hier hast du einen Beutel mit Zauberkräutern, er schützt vor Krankheiten und der Hexerei. Die Drude gab es mir. Nehme es niemals ab, sonst wirkt der Zauber nicht.“ Sie hob die Arme und Wenek, der zuerst stutzte, neigte nun gehorsam den Kopf, und zu dem Kreuz auf seiner Brust kam ein anmutiges Beutelchen auf feinem Bändchen hinzu. Dabei stieg der süße Duft des Mädchenkörpers zu ihm hoch. Weneks Herz schlug höher; seine Männlichkeit bäumte sich auf. Am liebsten würde er vom Pferd herunter springen und Ludka an sich drücken. Die Bildung, die er sich durch jahrelanges Studium angeeignet, war auf einmal ein Nichts. Anstatt eines hochgebildeten Mönchs schaute auf Ludka nur ein junger, verliebter Mann. Auf die Mahnung des Abts, sich vor den Verlockungen zu schützen, erinnerte er sich nicht einmal.

„Komm bald wieder“, flüsterte sie ihm ins Ohr. Wenek strich ihr über die Wange.

„Ich komme so bald wieder, wie es nur möglich sein wird“, brachte er mit einem flammenden Blick heraus und richtete sich im Sattel auf.

Die Menschenmenge wurde still. Aus dem Haus trat Miliduch heraus. Sein Wams war nur leicht zugebunden, sodass er sich oben öffnete und eine behaarte Brust zeigte. Flüchtig schaute er Ludka und dann Wenek an, der

seinem scharfen Blick aufgeregt auswich. Nie wünschte er sich so sehr, möglichst schnell wegzufahren. Wie man stürmischer Gefühle Herr wird, darüber hatte er in keinem Buch etwas gefunden. Der Herzog drehte sich zu Koschnak um.

„Mach´s gut, Onkel. Bei jedem Gemeindevorsteher lass eine Nachricht darüber, wohin du weiter fahren wirst. Für den Fall, dass euch etwas geschieht. Verlange in meinem Namen nach Boten, sie werden deine sichere Ankunft melden.“

„Ich weiß. Ich bin doch nicht zum ersten Mal unterwegs“, bestätigte Koschnak, dass er den alten slawischen Brauch kennt. Nach ihm wurden die Gäste von einer Siedlung zur anderen weiter gereicht und wenn irgendwo ein Unrecht passierte, machte sich der Gastgeber auf, um die Übeltäter rechtmäßig zu bestrafen.

Darauf wendete sich der Herzog Wenek zu. Von einem Lächeln war keine Spur zu sehen. „Denke nur an deine Botschaft. Deine persönlichen Sachen lass beiseite. Auf die Ludka passe ich hier auf, sie geht dir nicht verloren. Und...“ er beendete die Rede nicht, weil in dem Moment ein schreiender Häher die Aufmerksamkeit auf sich riss. Er flog hin und her über die Gemeinde und verschwand dann hinter den Stadtmauern.

Ein Zeichen! Die Budissiner erschrakten und schauten sich unsicher an. Ist es gut oder schlecht? Ihre Augen wanderten unauffällig zum Häuschen der alten Drude, das in der Nähe stand, und dann zu dem Herzog.

Miliduch aber zuckte nur mit der Schulter, seine klangvolle Stimme gab den Befehl zur Abfahrt und die Gruppe geriet dann Richtung Tor in Bewegung. Auf einmal war die Beklommenheit weg. Es ertönten die munteren Rufe des Gesindes und die schluchzenden Klagerufe der Frauen. Das Tor öffnete sich breit und in Begleitung des ganzen

Dorfes fuhren die Boten gemessen heraus. In ein paar Augenblicken verschwanden sie hinter der ersten Kurve. Ein paar Jungen begleitete sie bis zum Wald, von wo aus sie Koschnak energisch zurück schickte. Ein weiteres Kügelchen rutsche das Schnürchen hinunter.

Viele Tage gingen vorüber. Die Felder wurden gepflügt, die Saat war schon in der Erde, das Vieh graste die letzten Grashalme weg. Die Männer nützten die naturgemäße Pause bei den Landwirtschaftsarbeiten zur Herrichtung und Herstellung von Werkzeugen. Es wurden Körbe geflochten und vor dem Winter noch die Dächer geflickt. Die meiste Arbeit hatte der Budissiner Schmied Wschemir. Er schmiedete die gebrochenen Pflugscharen, Beile, Hacken, Spaten, Sichel oder Sensen in neue Werkzeuge und Gegenstände um. Er konnte nicht nur mit dem Hammer umgehen - in der Freizeit schmiedete er für die Budissiner Frauen schöne Halsbänder, Ringe, Ohrringe und anderen Schmuck aus Silber und Gold. Es schien fast, dass so feine Dinge zu seiner robusten Gestalt gar nicht passen. Aber wenn er sie den begeisterten Frauen zeigte, brachten sie ihm dafür alles Wertvolle, was sie hatten. Der Schmied tauschte es dann am Markt vorteilhaft um und bald wurde er ein reicher und geschätzter Mann. Das Heiraten interessierte ihn nicht, obwohl so manches ledige Mädchen ihre Mutter um Fürsprache bat oder ihm unverhohlen nachlief. Auch an Lehrlingen hatte er keine Not; so einige versuchten ihn zu überzeugen, dass gerade ihr Sohn der richtige sei. Außerdem mochte er gerne das Bogenschießen. Seine Pfeile trafen das Ziel auf große Entfernungen. Das führte ihn zu Miliduchs Gruppe. Sonst unterlag er dem Weisungsrecht des Herzogs nicht, wenn er ihn auch selbstverständlich achtete. Er kam aus dem nördlichen

Rügen und in Budissin lies er sich aus freien Stücken nieder. „Jedes Eisen braucht ein Feuer und einen Hammer“, war sein Sprichwort, wenn sich bei ihm die Menschen über irgendeine strenge Entscheidung des Herzogs beklagten, „sonst verrostet und zerbricht es.“ Manchmal ließ er sich doch überreden und ergriff für den Bittsteller das Wort. Miliduch schätzte seine Meinung und wenn es sich um keine grundsätzliche Entscheidung handelte, tat er dem Freund das Gefallen. Dadurch wurde die Stellung des Schmiedes noch mehr gestärkt. Aber jetzt stand er nicht vor der Schmiedeesse. Er begleitete die letzten Abgesandten, die in den letzten Tagen Budissin besuchten. Ausnahmslos kamen sie aus dem Süden, und sie kamen in mehreren Gruppen. Die Vormänner der Glomatschen, oder Lemuzen und einiger kleinere Stämme führte der Herrscher der Luzener. Miliduch begrüßte sie herzlich, geizte nicht mit der Gastfreundlichkeit und als die Gäste heiter wurden, überließ er sie den Verwandten und setzte sich zu dem Anführer der Luzener hin. Er war nur ein bisschen älter als Wenek, ein wenig schüchtern. Des Herzogs entspannte Stellung verschwand aber schnell, als Wlastislaw zu sprechen begann. Er hatte eine klare, metallische Stimme, seine Gedanken waren ruhig und genau geformt, keine Schwärmerie, und sein Blick war der eines Adlers. Ein starker Herrscher wächst hier auf, freute sich Miliduch und gleich, nachdem er ihn nach der Familie ausgefragt hatte, sagte er:

„Welche Nachrichten hast du über die Franken?“

„Schlechte. Sie rüsten wieder. Sie bereiten sich auf einen weiteren Eroberungszug vor. Meinem Vater nach wird es nicht lange dauern und wir haben sie wieder hier. Nächstes Jahr, vielleicht schon zum Badefest. Der Karl fühlt sich angeblich ganz unwohl, wahrscheinlich will er die Blamage von diesem Jahr schnell wieder gut machen...“ Miliduch



nickte ihm zu, schaute ab und zu den wohlgestalteten jungen Mann an und in Gedanken schweifte er zu dem ruhmlosen fränkischen Feldzug zurück. Obwohl Karl gegen den Sahoraci einige Züge schickte, einen entlang der Elbe und die übrigen vom Westen her, erreichten die Phalanxen unzähliger Männer trotzdem nichts. Die Sorben benutzten ein bewährtes Vorgehen – das Volk und das Vieh versteckte sich in den Wäldern und in festen Burgen, wo sie eine bewaffnete Besatzung schützte. Der Rest der Männer vergällte den Franken den weiteren Vormarsch. Man bedrohte sie mit überraschenden Überfällen, mit fallenden Steinen und stürzenden Bäumen, mit Versperrungen, man schoss ihnen die Kehlen durch und schlug die Nachzügler nieder. In der Nacht gab es grauenhafte Laute und geisterhafte Lichter. Die wilde Landschaft war dieser Art des Kampfes behilflich – tiefe Täler, wilde Flüsse, Sümpfe, undurchdringliche Wälder. Die erschöpften und zahlenmäßig geschwächten Franken umlagerten zum Schluss die Canburg der Pschowanen und nachdem die Angriffe und Verhandlungen nichts brachten, kehrten sie unverrichteter Dinge zurück. Die Zusage, dass die Sahoraci 500 Pfunde Silber und 120 Bullen zahlen werden, nahm niemand ernst. Kaiser Karl wollte dann in blinder Wütere die Zugsführer hinrichten lassen.

„Worüber lachst du?“ stutzte Wlastislaw. Sein Vater, der wegen Krankheit nicht selbst kommen konnte, legte ihm ans Herz, vom Miliduch die Zusage zu bekommen, dass er ihnen nicht nur bei einem Frankenangriff, sondern auch gegen die Böhmen helfen wird. Jahrelang kämpfte man gegeneinander und die Spannung spitzte sich zu. Die erste Botschaft hatte er bereits mit dem Herzog besprochen; vorher beteuerte er aber, dass die Luzener seine Wahl in das Herzogsamt voll anerkennen und unterstützen. „Habe ich etwas Falsches gesagt?“

„Ich habe nur daran gedacht, wie wir dort dem Karl die Schwarte ausgeklopft haben“, beruhigte Miliduch den jungen Mann. Was den eigentlichen Vorgang betrifft, werden wir alles bei der Frühjahrsversammlung festlegen. Deinem Vater richte aus, dass ich ihm für die Anerkennung meiner Wahl und auch für die Geschenke danke und ihm eine schnelle Genesung wünsche. Jetzt sollten wir aber lustig sein. Wir leben nur einmal und ich fühle mich gerade so angenehm.“

„Ich bin stolz, neben dir kämpfen zu können“, brachte Wlastislaw heraus, in welchem der freundliche Herzog Begeisterung und Kampfeslust erregte. „Mit dir werden uns alle die Fersen zeigen.“

„Na, nicht so schnell, mein Junge“, zähmte Miliduch seinen Eifer. „Ich nehme an, dass wir noch genug Kriege erleben werden. Hauptsache, sie werden nicht zwischen eigenem Blut geführt. Beispielsweise zwischen euch und den Böhmen. Es gärt schon zu lange. Ich denke, du willst mir in dieser Hinsicht auch noch etwas sagen. – Später“, wehrte er mit einer Handbewegung Wlastislaws schlagfertige Antwort ab. Danach erhob er den Steingutbecher, stand auf und mit fürstlicher Stimme stieß er auf die Gesundheit aller Gäste an. Die haben seinen Trinkspruch lauthals erwidert. Das Fest zog sich hin bis in die frühen Morgenstunden.

Bevor die Gäste weggefahren sind, war alles besprochen. Vor der Abfahrt bekamen sie reiche Geschenke mit; für ihre Frauen übergab ihnen Radka die Gaben. Die Gäste preisten wiederum die Schönheit und den Edelmut der Frau des Herzogs mit vielen bewundernden Worten. Das wertvollste Geschenk gab Miliduch dem Vater von Wlastislaw. Es war ein Dolch aus weißem Stahl, Wschemir hatte ihn angefertigt. Die Dolchspitze war fein gebogen, sodass man mit ihr federschleifen konnte. Aus dem Griff blickte das

finstere, bartlose Gesicht eines alten Weibes, der Baba, der einzigen Frau unter den Rügener Göttern. Der Griff war mit feinen Kupfer- und Goldfäden überzogen, die Goldfäden schmückten auch die lederne Dolchscheide. Wlastislaw und seine Begleitung konnten sich an diesem Prachtstück nicht satt sehen. Man reichte es von Hand zu Hand und es dauerte eine gute Weile, bis es wieder zu dem jungen Mann zurückkehrte. Er bedankte sich im Namen seines Vaters. Den Dolch schnallte er an den Gürtel, verneigte sich tief vor dem Herzog und sprang dann aufs Pferd. Bevor er aber noch den Arm zum Abschied heben konnte, ertönte ein Schreien vom Haupttor.

„Die Nächsten, es kommen die nächsten!“ In ein paar Augenblicken erschien im Tor an der Spitze eines ungefähr zwanzig Mann zählenden Zuges ein älterer, stämmiger Mann auf einem wunderschönen weißen Pferd. Sein Aufzug, Geschirrzug und sein Benehmen deuteten auf einen bedeutenden Mann hin. Er stellte sich als Kresomysl, der böhmische Herzog, vor. Mit Miliduch begrüßte er sich feierlich und winkte den nebenstehenden Gästen zu, aber zu Wlastislaw und den anderen Luzenern drehte er sich verächtlich mit dem Rücken. Wlastislaw schaute den Herzog verlegen an. Seiner Worte gedenkend reagierte er auf die Beleidigung nicht. Auch die Gefolgschaft schwieg, obwohl unter anderen Umständen eine solche Demütigung einen gehörigen Streit hervorrufen würde. Neben dem Fürst stand ein ruhiger Mann, ungefähr in Miliduchs Alter.

„Das ist Wladan, der erste unter den Slitschanen“, stellte Kresomysl seinen Begleiter vor.

„Du lebst in Kaurzim, nicht wahr?“ fragte der Herzog mit Interesse.

„So ist es“, antwortete der Gefragte. Er reichte Miliduch kaum bis zur Schulter, aber er strahlte Entschiedenheit und

Kraft aus. Ein guter Freund, aber ein gefährlicher Gegner, schätzte ihn der Herzog schnell ein und breitete die Arme aus.

„Solche Gäste“, sagte er feierlich, „besuchen Budissin nicht so oft. Erlauben Sie mir, meine Lieben, mein eigenes Blut noch zu verabschieden. Und bitte nehmen Sie die Gastfreundschaft meines Hauses an.“ Er nickte Radka und einem aus seiner Begleitung zu, damit sie die Gäste aufnehmen, und er selbst, barhäuptig, wie er war, begleitete die sorbischen Vormänner aus der Burg hinaus. Wlastislaw versicherte er noch einmal, dass er mit den Böhmen sprechen und die Waffenruhe vereinbaren werde. Sie selbst sollten alle Streitereien und Kämpfe unterlassen. Dann kehrte er schnell zurück.

Er sah durch die offene Tür, wie der Kresomysl lebhaft über etwas mit seiner Frau spricht. Neben ihm saß der Herrscher der Slitschanen, den mit den Böhmen bekanntlich nicht nur die Grenzen, aber auch Familienbeziehungen verbanden. Miliduch fiel ein Stein vom Herzen. Zur Besprechung brauchte er eine freundschaftliche Atmosphäre. Die Befürchtung, dass die Begegnung des Kresomysls mit dem Sohn des Anführers der Luzener sie schwächen könnte, war verflogen. Mit einem breiten Lächeln trat er in die Tür und schloss sich gesellig dem Gespräch an. Wie es sich gehört, lobten die Gäste die gut genährten Viehherden, die sie unterwegs auf den Weiden sahen, die Größe der Felder und die Standfestigkeit der sorbischen Burgen. Der Herzog hob wieder den Ruf hervor, den die Böhmen und die Slitschanen weit und breit genießen. Danach beschwerte sich Kresomysl über seinen Sohn Neklan, der seine Kraft nicht mit dem Schwert messen wolle, danach ging er zu den Schwierigkeiten mit den Luzenern über und ließ dabei auch seine Südnachbarn, die Dudlebi, nicht aus.

Er schilderte die Kämpfe und Scharmützel, aus denen man, wie Miliduch heraushörte, nicht immer als Sieger hervorging. Ein altes Übel, sagte er sich. Uneinigkeit und das Bestreben, mit Waffen andere Menschen zu beherrschen. Als könnte man sich nicht ganz einfach verständigen. So haben die Franken ein leichtes Spiel mit uns!

Trotz alledem fesselte ihn die Rede des böhmischen Vormannes. Die Ursache war nicht einmal die Erwähnung, dass sein Urgroßvater Premysl aus dem Geschlecht der Lemuzen stammt und demnach sorbischen Blutes war, als allein das Zauber der Sprache; sie klang eine Weile wie eine Pfeife auf den Wiesen, um unmittelbar darauf in wilder Schönheit los zu sprudeln. Der Vortrag fesselte mehr, als der eigentliche Inhalt der Sätze. Bei der Schilderung der Ereignisse blitzten die grünbraunen Augen des böhmischen Fürsten, ab und zu unterstrich er mit einer schnellen Geste die Bedeutung eines Gedanken oder einer Tat, und oft berief er sich auf den Herrscher der Slitschanen als Zeugen. Der nickte ihm nur schweigend zu, den Redefluss seines Freundes offenbar bereits gewöhnt. Miliduch verglich im Geiste Kresomysl mit Wlastislaw. Der Sohn des Herzogs der Luzener war offen, direkt und trotz seiner Jugend unerwartet vernünftig und sachlich. Kresomysl war dagegen funkelnd leicht, er erinnerte an einen Falken im Flug. Wie der Falke durchbrach er den ruhigen Fluss der Sprache durch wilde Drehungen oder einen Sturzflug zur Erde, um dann ganz kurz vor dem Aufprall die Flügel wieder zu öffnen.

Endlich berührte das Gespräch die Fragen, derentwillen die Gäste gekommen waren.

„Dass der Karl die Lieferung der Waffen verboten hat“, fuhr Kresomysl fort, „ist ein klares Zeichen dafür, dass er wieder zu uns kommen will. Ich würde sagen, dass er jetzt in erster Linie vom Norden aus kommen wird. Offenbar

denkt er, dass ihm wieder die Glomatschen helfen werden, da er die Söhne eures Semils bei sich hat. Ich würde nichts dafür geben, dass er bereits jemanden zu ihm geschickt hat. Oder bald schicken wird.“

„Aber er führt die Glomatschen doch nicht an. Schitnik ist nun Herzog dort“, entgegnete Wschemir, der an Miliduchs Seite saß und bisher in das Gespräch nicht gegriffen hatte.

„Umso schneller muss man handeln. Semil ist zwar ein gebrochener Mann, seinen Stellungsverlust bereut er aber bestimmt nicht weniger, als die Gefangennahme seiner Söhne. Er kann euch in den Rücken fallen, wenn ihr es am wenigsten erwartet. Ein paar Leute hat er doch noch.“ Der Vormann aller Böhmen schlug auf das Stichblatt seines Schwerts.

„Da brauchst du keine Angst zu haben.“

„Das ist das Wort eines Herzogs“, sagte Kresomysl ernst. „Lass uns aber jetzt reden.“

„Wie ich dir schon ausrichten ließ, es geht mir um eine gegenseitige Hilfe. Falls die Haupttruppe der Franken von unserer Seite kommt, schickt ihr mir eure Leute. Wenn sie vom Westen kommen sollten, werde ich euch unterstützen.“

„Das ist ein vernünftiger Vorschlag“, stimmte der Fürst mit ein. „Wieviel Kämpfer brauchst du?“

„Wieviel kannst du geben?“ Kresomysl drückte sein bärtiges Kinn an die Brust und überlegte.

„Drei Truppen Lanzknechte und eine Reitertruppe.“

„Das Gleiche“, bestätigte Wladan aus Kaurzim, als der Herzog ihn fragend anschaute.

„Unsererseits auch so. Also abgemacht?“

„Noch nicht. Wie schaffen wir einen Ausgleich?“

„Wovon sprichst du, Fürst? Wir helfen uns doch gegenseitig. Oder geht es dir um die Beute? Was ihr erkämpft, gehört nach alter Gewohnheit euch.“

„Ich will eine Zusage bekommen, dass die Luzener mir das Vieh zurückgeben, das sie mir weggejagt haben. Und einen Ersatz für die Leute, die sie getötet haben. Als Strafe.“

„Gut, du hast meine Zusage, dass ich mit den Luzenern bei der Frühlingsversammlung alles bespreche. Vorläufig nimm als Entschädigung die besten Stücke aus unseren Viehherden entgegen. Ich suche sie dir selbst aus. Bist du einverstanden?“

„Gut, ich nehme an“, entspannte sich Kresomysl und streckte sich bequem im Sessel aus. „Es gibt noch eine Sache, die ich den verdammten Luzenern nicht gönne.“

„Was soll es sein?“ lächelte aufmerksam der Herzog.

„Du, Miliduch. Weil sie dich nicht verdienen.“

Das Allerseelenfest wurde kurz vor Beginn des Winters gefeiert. Zu dieser Zeit kamen die Verstorbenen in der Gestalt von kühlen Schatten auf die Welt zurück und suchten nach einem Platz, wo sie sich wärmen könnten. Deshalb wurden auf den Hügeln und anderen Plätzen Feuer angezündet, damit sie sich dort laben können und die Lebendigen nicht besuchen und an ihnen keine Rache nehmen. Mann erinnerte sich an die Verstorbenen, ihre guten oder tapferen Taten wurden angepriesen und es wurde ihnen zu Ehren gesungen, gegessen und getrunken. Die Feste fanden im ganzen Land der Slawen statt. Bei den Milzenern war es nicht anders - die größten Feuer brannten in Budissin, Löbau, Zittau, Grat und auch im Tempel des Schwarzgottes.

Miliduch vergaß nicht, was ihm der Priester Boschetch durch Woratsch ausrichten ließ. Obwohl er sich auf das Treffen mit ihm nicht freute, konnte er es nicht umgehen. Boschetch hatte einen großen Einfluss, die Prophezeiungen

aus seinem Tempel wurden vorbehaltlos, als Willen Gottes, akzeptiert, sie waren also verbindlicher als Worte und Anforderungen Miliduchs. Die Reise musste auch aus einem anderen Grund unternommen werden - es war unbedingt notwendig, sich über die bevorstehende Frühjahrsversammlung zu beraten und sich die Unterstützung des Priesters zu sichern. Zerwürfnisse zwischen ihm und Miliduch würden gesetzmäßig zur Schwächung der herzoglichen Macht gleich zu Anfang der Herrschaft führen. Es war zwar richtig, dass sich seine Stellung vor allem auf die Kriegszeiten bezog, aber immer mehr Stimmen riefen nach einem ständigen Herrscher, als Schutz gegen den immer stärker werdenden Druck des fränkischen Reiches. Miliduch verstand dieses Bedürfnis; dem Volk fehlte die Fähigkeit zu einer schnellen Kriegsreaktion, was sich dieses Jahr mal wieder bei dem Zug zeigte. Die Zeiten änderten sich, sie forderten neue Vorgehensweisen. Die Versammlung stellte eine langwierige und wenig wirksame Form der Regierung dar, und seine Befugnisse einschränken, das konnte wieder nur die Versammlung tun. Und die alten Bräuche zu ändern, das ist nicht so einfach.

Wer den Weg von Budissin nach Löbau kennt, der kann bestätigen, dass er schön und gerade ist. Während sich woanders die Wanderer auf engen Wegen plagen mussten, wo kaum ein voll beladenes Lasttier oder zwei Männer nebeneinander passten, haben hier unzählige Fuhrwerke und Füße der Menschen und Tiere den Weg zu einem breiten, harten Streifen erweitert und festgestampft. Hie und da hatte den Weg ein Bach beschädigt, die geschickten Hände der Milzener haben ihn aber bald wiederhergestellt. Wenn Wasser den Weg untergraben hatte, haben die Bauern die Erde mit Faschinen bedeckt, die hier so über Jahrhunderte übereinander gestapelt wurden.



Miliduch selbst wusste nicht, wie oft er diesen Weg gefahren ist. Als Kind begleitete er hier seinen Vater und den Großvater, später reiste er hier allein, um Streitigkeiten zwischen den hiesigen Vormännern und Edelmännern zu schlichten, oder er besuchte den jüngeren Bruder, der in Zittau das herzogliche Amt ausübte. Wenigstens einmal im Jahr musste er auch den Schwarzgott besuchen und ihm, ähnlich wie die anderen, Opfergaben oder Bittgeschenke zur Versöhnung bringen. Dasselbe Ziel stand Miliduch auch heute bevor. Zu Boschetech machte er sich nur mit einer kleinen Begleitung auf; dabei war auch der wackere Schmied und treuer Freund Wschemir. Der Herzog dachte im Pferdesattel darüber nach, welche Vorgehensweise er wählen wird, er sann über jedes Wort nach, das er sagen wird, und ähnlich dachte er auch über mögliche Vorbehalte Boschetechs nach. Die Augen auf den nassen Weg geheftet rief er sich alle bisherigen Einwendungen der letzten Zeit ins Gedächtnis zurück. Miliduch wusste, dass der Priester es nicht böse meint; er will ihn nach dem Vorbild seiner Vorgänger nur in das Joch bringen, das bis jetzt jeden heidnischen Sorben zahm machte. Nicht anders sah es bei den Böhmen, Polen, Weleten und auch bei den treuen Verbündeten Karls - den Abodriten - aus.

Als er noch ein Junge war, durchreiste Miliduch zusammen mit seinem Großvater viele Gegenden. Und wie sehr sich auch die Gewohnheiten oder Namen der Götter unter den Slawen unterschieden haben, überall hörte er den fernen Widerhall der Stimme des Heimatlandes. Damals atmete er zum ersten Mal den Hauch des Zweifels an der Allmächtigkeit der übernatürlichen Kräfte ein. Warum verehrt man hier den Gott Swarog und schätzt nicht den Schwarzgott, fragte er sich und auch den Großvater.

Budysch tadelte den Jungen nicht wegen ungehöriger Fragen und erklärte ihm alles geduldig.

„Es gebührt uns nicht, über diese Sachen zu urteilen. Die Heiligen haben wir von unseren Vätern geerbt und die wieder von ihren Vätern. Einmal wird die Zeit kommen – vielleicht ist sie nicht mehr weit – und unsere alten Götter werden sterben. Aus ihren Grabhügeln werden aber neue Götter auferstehen. Dem Menschen ist es nicht gegeben, mit sich selbst allein zu sein, er braucht die Götter zu seinem Leben, genauso wie das Wasser, die Luft und das Essen. Wir gehören ihnen und sie gehören uns.

„Opa, wie kommt es, dass unsere Götter sterben?“ Der alte Budysch schwieg eine Weile und schaute dann etwas traurig den Enkelsohn an.

„Sie sterben einfach, oder sie gehen zusammen mit uns fort, mein Junge. Wir schützen und verehren sie, weil sie in uns strömen, wie das Blut. Und wer kein Blut hat, der lebt nicht.“

Miliduch begriff Großvaters Worte nur teilweise. Er betastete sogar heimlich seinen Körper, ob er keine Spur von irgendeinem Gott findet, der in ihn, wer weiß woher, hinein gelangte. Heute verstand er diesen gütigen, freundlichen und weisen alten Mann besser. Die Menschen wehren sich gegen die neuen Göttern deshalb, weil mit ihnen ein Teil ihres eigenen Lebens sterben würde. Sie würden aufhören, ihre Vorfahren zu verstehen; würden nicht nur sie verlieren, aber auch die eigene Zukunft.

„Mein Großvater sagte, dass wir unsere Götter im Blut haben. Sie sind wie der Saft eines Baumes, der hier seit ewigen Zeiten wächst. Verdorrt er, sägt man ihn früher oder später ab. Das quält mich am meisten. Wenn unsere Götter vom Frankengott wirklich verschluckt werden, wie Boschetech es behauptet, werden wir nicht zum Schluss auch zu Franken?“ äußerte der Miliduch laut seine letzten

Gedanken und schaute Wschemir an. Der, obwohl er des Herzogs Überlegungen nicht folgen konnte, neigte sich voller Mitgefühl zu ihm. Er nahm an allen Gesprächen und Beratungen teil und wusste deshalb, was für eine verwickelte und schwierige Sache Miliduch jetzt löst.

„Vielleicht wird es nur ein neuer Ast am alten Baumstamm sein“, sagte er zum Schein nur so nebenbei, mit den Zügeln in den Händen spielend. Die Gesichtszüge des Herzogs erstarrten vor Verwunderung. Danach richtete sich sein Schnurrbart auf – sein Gesicht erstrahlte vor Freude:

„Bei Perun, Schemek, du hast den Nagel auf den Kopf getroffen. Ein neuer Ast! Unsere Götter sind doch auch, wie die Äste. Auch wenn sie verdorren und der neue Gott sie überwächst, alles anderes wird uns bleiben – das Land, die Sprache, die Menschen. Die trockenen Äste auch – aber hat sie nicht jeder Baum? Ich habe es doch schon immer gesagt – wenn ich keine klugen Freunde habe, dann hat sie niemand!“ Er jauchzte fröhlich, spornte das Pferd an, sodass es sich auf die Hinterbeine stellte und lief allen rasch davon. Die Gruppe hatte Mühe, mithalten zu können.

Der Weg teilte sich jetzt. Rechts tauchte er in die Wald Dunkelheit zum Schwarzgott hin, links führte er zur der Burg von Löbau. Die Burg erhob sich über die umliegenden Felder und Wiesen, einem Schäfer ähnlich, der seine Herde führt. Miliduch verspürte erneut die Unlust, mit Boschetech zu verhandeln. Das Treffen war aber unumgänglich, genauso, wie das Ergebnis – ein Zerwürfnis.

„Bald wird es Mittag sein“, übersah Miliduch prüfend den kühlen Himmel, „es ist Zeit, sich auszuruhen und etwas zu essen.“ Die Reiter glitten bereitwillig von den Pferden hinab und während die Pferde die letzten gelblichen

Grashalme abzupften, verlagerte sich das Essen schnell aus den Bündeln in die Bäuche seiner Herren. Mit vollen Mägen sprach man dann über Alltagsdinge, hie und da machte man sich über die Schwächen einiger unter ihnen lustig. Die Rede drehte sich dann, wie üblich, um die Frauen, um ihre Reize, Vorzüge und Nachteile, bis man schließlich bei den Verhältnissen endete, die sich jetzt, was die Franken angeht, unerwartet schnell änderten. Entschlossenheit, Mut und Kampflust sprudelte aus ihnen mit solcher Kraft heraus, dass Miliduch, der mit einem Stock in den glühenden Kohlenstückchen der Feuerstelle wühlte, als ob er den Boden umgraben wollte, seinen Kopf hob und mit unverhohlener Freude ihnen zuhörte. Die sorbischen Jungen! Sie tun so groß und sind so lebendig, sie dürsten nach berühmten Taten, Anerkennung und Beute und kommen gar nicht auf den Gedanken, dass es gerade sie sein könnten, die nicht aus dem Kampf zurück kommen. Wenn sie dem Tod entgehen und alt werden, werden sie sich nichts anderes wünschen, als gut zu säen und zu ernten, gesund zu bleiben und sich Abend für Abend im Bett an ihre Frauen zu schmiegen.

„Jungs, los, wir machen uns wieder auf den Weg. Sonst kommen wir erst mit der Dunkelheit nach Hause. Wir kommen sowieso als die letzten an.“ Die Gespräche verstummten und die flinken Gestalten nahmen die Zügel ihrer Pferde wieder in die Hand. Miliduch schwang sich als letzter in den Pferdesattel. Die Begleiter folgten ihm trabend nach, entschlossen, den Herzog auch um den Preis des eigenen Lebens nicht zu verlassen. Sie ahnten nicht, wie nah diese Zukunft ist. Sie machten sich auf den Weg zum Schwarzgott auf.

„Willkommen, Miltsch, ich dachte schon, du kommst nicht. Wann warst du zum letzten Mal hier - im Vorjahr?“

Boscheteuch umarmte den Fürst und setzte ihn in einen von den zwei schön geblättern Steinschemeln mit Lehne. Sie waren mit Fellen bedeckt und dienten als Sitze für die zwei bedeutendsten Personen des Stammes – für den Herzog und für den Heidepriester. Das Gefolge verharrte in einer ehrfurchtvollen Entfernung. Obgleich sie zum Schwarzgott nicht zum ersten Mal gefahren sind, jagte ihnen der Weg durch den tiefen Wald jedesmal Angst ein. Die feuchte Kühle der Sümpfe drang ihnen bis in das Knochenmark ein, ihre unruhigen Augen glaubten in jedem Baumbruch oder Steinblock ein gespenstiges Wesen zu erkennen. Die drückende Stimmung bestärkte das eigentümliche Schwarz der vereinzelt verstreuten Felsengebilde, das unschwer mit dem Toben eines wütenden Gottes zu verbinden war. Die Waldlichtung am Gipfel des Berges betrat man mit Erleichterung. Wieder erstrahlte über den Köpfen das klarblaue Himmelsgewölbe mit der kalten Sonne, welche, obzwar sie die durch die Fahrt steifen Glieder nicht zu wärmen vermochte, erfreuen konnte, wie das Lächeln eines lang ersehnten Freundes. Der Gipfel des Berges war durch eine Mauer aus spitzen Pfählen umschlossen, die durch eine Pforte unterbrochen war und den Ankommenden den Zugang ermöglichte. Oberhalb war eine kleine Wiese, die als Opferplatz diente. Einige Stiegen führten hinauf. Hier fanden Gottesdienste und Hinrichtungen statt. Dieses Ort durften nur der Priester mit seinen Gehilfen und die zum Tode Verurteilten betreten. Hinter dem Hof stand ein Hang mit erhabenen, uralten Eichen, die dem Schwarzgott geweiht waren. Überall standen Götterstatuen, Hausgötzenbilder und Schüsseln mit Opfergaben. Einen Tempel hatte der Schwarzgott, im Gegensatz zum christlichen Gott, nicht. Nach dem Glauben wohnte er im heiligen Eichenhain.

„Schöne Geschenke hast du mitgebracht, schöne“, lobte Boshetech die vor den Sitzen abgeladene Last und schaute aus dem Augenwinkel Miliduch an. „Sicherlich wird uns der Schwarzgott dafür viel Kriegsglück gönnen. Wir werden es brauchen.“ Währenddessen traten an Miliduch weniger bedeutende Ortsvorsteher und Vormänner mit ihren Söhnen heran, sie begrüßten ihn und wechselten einige Worte mit ihm. Danach ergriff der Priester zusammen mit den Gehilfen die Opfergefäße mit den Speisen, stellte sie vor die Götterbilder hin, und die wertvollsten Geschenke wurden in den heiligen Eichenhain gelegt. Dabei verneigten sie sich und baten den Schwarzgott um stete Gesundheit für den Herzog und das ganze Volks, um Erhaltung der Fruchtbarkeit der Viehherden, um eine reiche Ernte und um Schutz vor Kriegen. Zum Schluss wurde ein Stück Vieh geopfert und ins Hauptfeuer gelegt, und im Innenhof wurden noch einige kleinere Feuer angezündet. Die Menschen gingen singend und tanzend herum. Schließlich brach eine lebensfrohe Heiterkeit aus. Die Menschen setzten sich hin, zogen die Weinsäcke heraus und brien das Wild. Die Frauen legten Backwerk, Obst und Gemüse auf die Tücher, die auf dem Boden ausgebreitet waren. Die Musiker begannen auf ihren Geigen, Pfeifen und Trommeln die ersten Lieder zu spielen. Miliduch, bequem in den Fellen liegend, schaute mit Wohlgefallen dem Ausdruck der Lebensenergie seines Volkes zu. Boshetech, der inzwischen an ihn herantrat, bedeutete ihm mit einer sachten Bewegung, ihm zu folgen. Der Herzog stand auf und folgte ihm in sein Quartier.

„Wir werden hier mehr Ruhe haben“, öffnete der Priester das Gespräch und schob die Speisen näher an Miliduch heran. Der Herzog nahm, wie der Anstand es gebot, einige

Bissen und griff nach dem Becher. Ein Knecht füllte ihm nach und verschwand hinter der Tür.

„Um was geht es denn?“

„Wie du weißt, war Woratsch bei mir und erzählte mir nichts Schönes.“

„Ich weiß“, nickte zustimmend Miliduch und zog den verzierten Gürtel seines Umhangs fest. Durch die nicht ganz geschlossene Tür kam vom außen die Herbstkälte hinein. „Ich habe es ihm selbst erzählt.“

„Ich bin überrascht, dass du es so ohne weiteres sagst.“

„Und ich, Boschek“, schüttelte der Herzog sanft den Kopf, „bin überrascht von deinem Misstrauen. Wir kennen uns doch schon so viele Jahre, wir sind Freunde, wozu dann die Waffen schmieden. Jetzt, da ich zum Herzog gewählt wurde, sollten wir uns doch noch näher stehen. Wir haben keinen größeren Gott, als den Schwarzgott und du, Boschek, du bist sein Hauptpriester. Schon deshalb dürfen wir uns nicht missachten, denn im Grunde herrschen wir zusammen. Unsere Sitze stehen hier doch auch nebeneinander.“ Während dieser Rede wurden Boschetechs Züge weich, die geschmeidige, warme Stimme Miliduchs drang tief in seine Seele ein. Danach rief er sich aber ins Gedächtnis, warum er den Herzog eigentlich zu sich eingeladen hatte, und das stachelte ihn zu einem neuen Angriff auf. Seine Stimme, zuerst leise, wurde schließlich immer lauter.

„Das, was du sagst, klingt schön. Das sind aber nur Worte. Und du verwendest sie, wie es dir passt. Wie soll ich mir in meinem Kopf das zurechtlegen, dass du, während du unserem Gott hier Opfergaben bringst, in Budissin mit seinen Erzfeinden verhandelst, mit den Christen? Ich vertrete hier alles, was uns, Sorben, heilig ist. Die Götter, Ahnen, alten Bräuche, und du möchtest aus für mich unverständlichen

Gründen alles niederreißen. Glaubst du etwa, dass der Schwarzgott nicht stark genug ist, um den neuen fortzujagen, wo er herkam?!" Die letzten Worte schrie der aufbrausende Priester fast heraus. Miliduch antwortete nicht gleich. Er ließ die Glut Boschetechs Worte abkühlen, damit der Meinungs austausch nicht in einen Streit hinüberwächst. Danach erwiderte er sachlich:

„Du hast das Recht, sogar die Pflicht, einen solchen Standpunkt zu vertreten. Andererseits, ich frage mich, ob dir Woratsch meine Gründe genügend erklärt hatte. Boschek, wir beide sind erwachsene Männer. Du hältst mich doch nicht für einen solchen Tropf, dass ich den Ast, auf dem ich sitze, unter mir absägen würde. Woratsch habe ich das gesagt, jawohl, ich habe nur nicht damit gerechnet, dass er damit so schnell zu dir läuft. Ich wollte mich erst mit der Familie beraten, alles gut erwägen und erst dann zur Verhandlung auch dich einladen.“

„Was erwägen?“ bellte Boschetek. Sein Kinn stieß er nach vorne und die Augen brannten mit bösem Feuer. Der Schwarzgott kann sich keinen besseren Priester wünschen, lächelte Miliduch insgeheim.

„Erwägen, was für uns wichtiger ist“, versetzte ungestört der Herzog. „Ob die Erhaltung des Stammes oder unsere Knechtung, oder sogar der Tod.“

„Wovon redest du?“ lachte der Priester höhnisch. „Niemals waren wir stärker als jetzt. Das ist auch dir zu verdanken,“ setzte er überraschend hinzu und neigte ein wenig den Kopf.

„Ich danke dir, Boschek, für deine Anerkennung, aber das ist nur ein Schein. Im Westen haben wir nicht mehr so viel Unterstützung wie zu den Zeiten unserer Großväter. Sie reichen dort den Franken die Hände, sogar ihr Bote, Wenek, ist von unserem Blut.“



„Ihr Bote?“ Der Boschetech wurde aufmerksam. „Ich dachte, es ist dein Bote. Du hast doch Gott gewechselt, oder nicht?“

„Ihr, oder meiner, was bedeutet es schon“, wehrte sich der Herzog gegen den spöttischen Ton, aber gleich kehrte er zu seiner Ruhe zurück. „Der Karl will die Welt beherrschen. Solche, wie er, gibt es sicherlich viele, aber er weiß am besten, wie das zu machen ist. Wenn das Schwert keinen Erfolg bringt, versucht er es mit dem Scharfsinn. Dabei zielt er auf uns, auf die Vormänner; er will uns als erste zum Glauben bekehren und dann, durch den Glauben, sich des Landes bemächtigen. Ich, Boschek, höre nicht viel auf die Götter. Ich verehere unsere Götter deshalb, weil schon unsere Großväter sie verehrt haben und weil die Menschen sie auch brauchen. Und der Frankengott? Er ist mir, sei mir nicht böse, genauso gleichgültig wie der Schwarzgott. Beide leben von der menschlichen Angst, vom Aberglauben, Dummheit, Grausamkeit – und von der Gewohnheit. Zugleich ist mir nicht egal, ob ich unsere oder eine fremde Sprache spreche. Unsere Sprache ist weich und vertraut – wie unsere Felder. Wir wollen gute Ernten haben, unsere Viehherden vermehren, gut essen und den Göttern dafür danken – das ist alles. Der Karl dagegen strebt nach neuen Grenzen, er will ein großes Reich aufbauen. Ich habe über ihn viel nachgedacht. Wenn er sich unserer bemächtigen würde“, der Miliduch hielt mit einer ablehnenden Geste den widersprechenden Boschetech ab, „werden wir uns selbst verlieren. Man wird uns ihre Manieren aufzwingen, man wird uns auch ihre Sprache aufzwingen. Wir verlieren unsere Wurzeln, und neue bekommen wir nicht. Nie werden wir sein wie sie, wir werden immer nur eine geduldete Last sein, die gut zum Arbeiten und zum Sterben in den Kämpfen sein wird.“ Der Herzog, durch seine lange Rede

offensichtlich müde geworden, schwieg sich aus. Der Priester dachte eine Weile nach, dann fragte er Miliduch bewegt.

„Du hast vor dem Karl Angst?“

„Boschek“, lächelte traurig der Miliduch, „du bist ein Mann, den ich sehr schätze. Du hast dich vielemals als ein tapferer Kämpfer gegen unsere Feinde bewährt. Ebenso wie ich liebste du dieses Land und sein Volk. Darin sind wir uns nah. Deshalb höre mir bitte noch einmal aufmerksam zu. Vielleicht sprechen wir hier so das letzte Mal.“ Der Herzog atmete tief ein. Er wünschte sich inbrünstig, dass seine Rede so überzeugend wie möglich klang. Nein, anders. Wahrhaftig. Es entging ihm auch nicht Boschetechs Reaktion auf seine letzten Worte. Als bestätigte er sich etwas.

„Ich höre zu.“

„Der Karl wendet sich langsam Richtung Osten. Seitdem er die sächsischen Vormänner umgebracht und die Awaren vertrieben hat, lockt ihn unser Land. Dieses Jahr griff er die Sahoraci an und wenn er sie besiegt haben wird, kommen wir an der Reihe. Ich bekam Nachrichten, dass er im kommenden Jahr auf die Sahoraci einen weiteren Angriff vorbereitet. Vielleicht nach der Ernte. Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass es noch früher sein wird, damit sie es nicht schaffen, die Ernte heim zu bringen und vor Hunger sterben. Er bereitet eine große Truppenmacht vor, hatte die Waffenlieferung zu uns verboten...“ Miliduch brach seine Rede wieder ab. Er war sich selbst zuwider. Er will über eines sprechen, fängt aber von anderem an, obzwar nicht weniger wichtigem. Der Priester schwieg auch; seine Augen hafteten an den grob gezimmerten Holzblöcken des Hauses. Der Herzog raffte sich erneut auf. „Der Hauptvorwand, den der Karl gegen uns hat, ist, wie er sagt, unser

Heidentum.“ Als er Boschetechs heftige Regung mitbekam, stutzte er einen Augenblick lang und beendete dann umso schneller seine Vorstellung.

„Ich denke nicht, dass wir wegen dem Frankengott unsere Götter und Gewohnheiten aufgeben sollten. Das ist übrigens unmöglich. Die Jahrhunderte gehen durch uns hindurch, so etwas kann man nicht abschaffen. Aber der Karl ist stärker als wir. Langfristig können wir ihm nicht trotzen, seine Angriffe erschöpfen uns. Wir verlieren Ernten und das Vieh, wir verlieren die besten Männer. Aus diesen Gründen habe ich Wenek zu ihm geschickt. Jawohl, auch mit der Botschaft, dass unser Land seinen Predigern offen sein wird. Also unter bestimmten Bedingungen. Und was Gott angeht – ach was, um einen mehr, oder weniger, wir haben doch eher Götter genug ...“

„An eine Sache hast du nicht gedacht. An unsere Kinder“, sagte Boschetech um so streitsüchtiger, je weniger Sicherheit in seiner Stimme war. „Du hast über Wenek gesprochen. Vom Geschlecht ist er zwar ein Sorbe, aber er denkt schon wie ein Franke. Sein Gott, lieber Miltsch, macht sich sehr breit, es ist ein eifersüchtiger Gott, der mit anderen nicht teilen will. Er wächst durch Wenek hindurch, wie ein Schwamm und nimmt ihm das menschliche Antlitz weg. Ich weiß, dass unsere Götter nicht vollkommen sind“, diesmal zuckte Miliduch auf; er hätte nicht erwartet, dass Boschetech solche gotteslästerlichen Ansichten haben würde, „aber sie sind uns nah und vertraut, in Freude und auch in Trauer. Wir können sie anfassen, wir sehen sie auf dem Wandschrank, wenn wir morgens aufstehen und abends schlafen gehen. Sie sind unsere Stützen, feste Punkte in dieser unsicheren Welt. Und sie halten die Menschen im Zaum“, ergänzte er nüchtern, „wir können sie besser steuern. Das solltest du nicht vergessen. Was mich angeht, ich

stand immer unseren Herzogen zur Seite und ich werde auch dir zur Seite stehen. Wenn wir aber den neuen Gott aufnehmen, werden die Menschen nicht mir gehorchen, aber Wenek und seinen Herren, die dann entscheiden, was richtig ist und was nicht. Man wird auch dir befehlen und wenn du nicht fügsam wirst, wird man dich los. Man wird dich, wie du das so schön gesagt hast, von deinen Wurzeln wegreißen. Wenn du nach Hilfe rufen wirst, zeigen dir die Menschen den Rücken. Miltsch, jage diesen Prediger fort, solange noch Zeit ist. Das Land ist stark und Karl wird nicht ewig leben.“ Boschetechs Hals war von dem Geschrei angeschwollen, wie er die schmerzenden Sätze heraus spuckte.

Der Herzog antwortete anfangs nichts. Er saß mit verschränkten Händen, schaute vor sich hin und dachte darüber nach, was der Priester ihm jetzt gesagt hatte. Dann hob er die Schultern und schaute fest in die Augen seines Freundes.

„In manchen hast du sicher Recht, aber ich sehe keinen anderen Weg. Wir müssen uns den neuen Verhältnissen anpassen, sonst fegen sie uns weg. Wir sollten die Menschen zum Leben, nicht in das Verderben führen.“

„Vielleicht sollte dich eine andere Prophezeiung interessieren“, antwortete der Priester und schaute Miliduch böse an.

„Sprich.“ Der knochige Mann richtete sich langsam auf und mit einer Grabesstimme sprach er vor:

„Das sagt der Schwarzgott, an den du nicht glaubst: Weil du nicht auf mich gehört hast, wird beim nächsten Allerseelenfest auch für dich ein Licht brennen.“ Miliduch errötete; man darf eine Prophezeiung über den nahen Tod nicht auf die leichte Schulter nehmen, besonders, wenn sie aus diesem Mund kam. Er stellte sich vor Boschetech hin und erwiderte scharf:

„Es wird geschehen, was geschehen soll. Vielleicht wird dann das Licht uns beide wärmen. Vorausgesetzt, du hast dir die Prophezeiung nicht selber ausgedacht. Ich hoffe nur, dass ich nicht durch einen Schlag aus dem Hinterhalt sterbe.“

Um das bedrückende Gefühl, das der Streit beidseitig hervorrief, etwas zu mildern, setzte er mit einem Lächeln hinzu: „Da sterbe ich lieber bei meiner Frau im Bett. Gehab dich wohl hier.“ Er öffnete die Tür. In den Raum flog ein lautes Gelächter über einen gelungenen Scherz hinein. Es war ein später Nachmittag, und auf der Bergebene erreichte das Fest seinen Höhepunkt. Miliduch winkte dem abseits sitzenden Wschemir zu, begrüßte laut alle Anwesenden und warf eine Handvoll Silbermünzen unter sie. Kurz darauf verschwand er zusammen mit seiner Begleitung im Wald.



## DIE BOTSCHAFT

Es dauerte ganze zehn Tage, bis Wenek vor dem Abt des Klosters in Fulda stand. Das Pferd, ein Geschenk des Herzogs, war hervorragend und es leistete dem jungen Mönch gute Dienste. Mit der Rückkehr beeilte er sich nicht - der Zug fuhr den gleichen Weg, den Wenek auf dem Weg nach Budissin nahm, man hielt sich kurz am Ort auf, wo Miliduchs Kämpfer Wenek gefangen genommen haben, und zwei Tage verbrachte man bei seinen Eltern.

Die haben ihn und auch die anderen Männer herzlich aufgenommen und sie reich bewirtet. Danach verließ Wenek seine Gefolgschaft und machte sich dann, nur von zwei Knechten begleitet, von Vaters Landgut auf den Weg nach Fulda auf. In das Kloster kam er erst vor Anbruch der Dunkelheit an, als die Kienfackeln bereits die Dämmerung beleuchteten. Aus der Finsternis ragten hie und da die Umrisse der fest gebauten Gebäude hervor und wenn man ab und zu die Rufe der Wachen nicht hören würde, erinnerten sie an ein Nachtgespenst. Während sich das Land langsam schlafen legte, herrschte im Inneren des Klosters ein reges Leben. Da man wegen des schlechten Lichtes nicht mehr schreiben konnte, war in der Bibliothek, im Kreuzgang, im Refektorium und auch in den Zellen Latein zu hören, man führte gelehrte Gespräche und Diskurse über die Auslegung des einen oder anderen Abschnittes der Heiligen Schrift oder eines antiken Autors. Wenek, jetzt wieder Wenedus genannt, wurde unverzüglich zum Abt Rugier geführt. Der Prior, der gerade bei den Gebeten weilte, unterbrach sie schnell und ging rasch Wenek entgegen.

„Ich bin froh, dass Gott dich bei Gesundheit und Stärke erhalten hat“, sprach ihn der Prior freundlich an. Wenek kniete, gemäß den Regeln, mit demütig geneigtem Kopf nieder. „Steh auf“, fasste der Prior ihn leicht an, „und folge mir nach.“ Als sie in sein Arbeitszimmer kamen, bedeutete er ihm, sich zu setzen und forderte ihn gleich danach auf:

„Also, erzähle schon! Wir warten alle ungeduldig, welche Nachrichten du mitgebracht hast.“ Wenek fing an zu sprechen - über die Gefangenschaft, über die Entlassung der fränkischen Soldaten und von seiner stillen Sendung in Budissin. Der Abt hörte dem Mönch geduldig zu, nur

ausnahmsweise unterbrach er ihn, allerdings nur bis zu dem Zeitpunkt, als Wenek über Miliduch zu erzählen begann. Dann änderte sich der Ausdruck seines Gesichtes; er rückte sein linkes Ohr nah an den Erzähler heran, damit ihm kein Wort entgehe und durch geeignete Zwischenfragen lenkte er seinen Redefluss zu den wesentlichen Tatsachen des Lebens des Herzogs.

„Du sagst also, dass er getauft werden möchte?“ schloss er schließlich die Rede des Mönchs ab.

„Er räumt eher die Taufe ein, natürlich unter den Bedingungen, über die ich gesprochen habe. Dann wohl ja.“

Der Abt dachte eine Weile nach, dann streckte er sich und stand auf.

„Geh in die Küche, sie sollen dir etwas zum Essen geben. Du wirst hier schlafen, deine Zelle ist schon besetzt. Du hast viel Gutes geleistet, mein Junge. Im Himmel hast du deine Belohnung schon sicher. Wenn du dein Werk beendest, dann wirst du auch hier auf Erden belohnt. Du bist geschickt, du hast mir große Freude bereitet“, rieb er sich die Hände, „aber vorläufig rede mit niemandem darüber.“ Danach signalisierte er Wenek, sich zu entfernen. Er selbst setzte sich nochmals hin und dachte über alles bis in die Einzelheiten nach. Er nahm eine Feder zur Hand, drehte sie nachdenklich über das Pergament und legte sie dann wieder auf ihren Platz zurück.

„Türsteher!“

„Jawohl, Vater?“

„Morgen soll ein Pferd für mich bereit sein. Ich werde nach Aachen reiten. Zwei Wächter werden mich begleiten. Hast du mich verstanden?“

„Ja, Vater, alles wird bereitet“, antwortete der Mönch und entfernte sich leise.



Auf einem einfachen erhöhten Thron, zu dem fünf Stufen aus Stein hinaufführten, saß ein Mann mittleren Alters. Seinen runden Kopf mit grauen, auf Schulterhöhe geschnittenen Haaren umwand ein fein ziseliertes Stirnband. Das faltenreiche Kleid wurde an seiner rechten Schulter von einer mit Edelsteinen geschmückten Spange festgehalten, wobei die zart geschliffenen Edelsteinflächen wie auch das weiße Stirnband und der reich verzierte Ring Feuerblitze in alle Richtungen warfen. Die Palastkapelle, in der der Kaiser gerade weilte, war der Jungfrau Maria geweiht und durch die Kuppeln der Kapelle erklangen die schlichten und reinen Töne eines geistlichen Liedes.

„Mein Herrscher, der Vater Theodulf ist hier“, meldete Karl sein Beistand und deutete zum Eingang. Der Kaiser, gerade nicht sehr gut gestimmt, drehte sich ein wenig um und forderte mit seinem Blick den wartenden Bischof auf, näher zu treten. Der Geistliche löste sich von der Wand ab, umging die zum Thron führenden Stiegen und trat an den Kaiser heran. Der Bogen, der sich unmittelbar hinter dem Thron emporhob, warf eine Stimme zurück, die klar, aber schwächer war, als man bei Karls Gestalt erwarten würde.

„Wie schreitet der Bau in Germigny voran?“

Der Bischof lächelte und antwortete noch vornehmer. „Er geht erfolgreich zu Ende. Ich rechne damit, dass wir die Kapelle nächstes Jahr einweihen können. Sie wird zwar nicht so erhaben wie diese sein“, er zeigte mit der Hand in den achteckigen Raum, der mit einem Mosaik verziert und durch eine Kuppel abgeschlossen war, „ich bin aber der Meinung, dass die Schlichtheit ihrer Berufung, zu der sie bestimmt ist, keinen Abbruch tun wird. Ich bin zu dir in einer anderen Angelegenheit gekommen.“

„Ich höre zu.“

„Gerade ist der Abt Rugier aus dem Kloster in Fulda angekommen. Vielleicht erinnerst du dich...“

„Ja, ich weiß“, stimmte Karl zu und gab dem Sänger ein Zeichen, sich zu entfernen. „Irgendwelche Schwierigkeiten mit der Kirche? Ich habe gehört, dass er die Untertanen und die Mönche überfordert.“

„Das Gotteshaus, in dem die Reliquien des Heiligen Bonifatius ruhen sollten, verdient gewisse Opfer. Übrigens, in den Beschwerden ist mehr Faulheit und Bequemlichkeit, als tatsächlicher Schaden. Die Arbeiten verzögern sich...“

„Gut, gut, was wolltest du dann von mir?“

„Es handelt sich um Miliduch, den sorbischen Herrscher.“

„So?“ stutzte der Kaiser mit unruhigen Zucken. Seine Augen wurden weit von Neugier. „Was sind das für Nachrichten?“

„Wenn es nur Nachrichten wären“, jubelte der Bischof und schmiegte sich an die Thronfüße an, „eine Neuigkeit hatte der Abt gebracht - und was für eine!“

„Also sprich doch schon endlich“, rutschte Karl ungeduldig hin und her und wendete sich ein wenig vom Theodulf ab. Seine Finger umklammerten die glatten Körper der Lehnen. Er stieg nicht herunter, wie es sich gehören würde; er konnte immer noch nicht die List des Papstes während der Krönung vergessen - anstatt, dass er sich die Krone des Herrschers der gesamten Christenheit selbst auf den Kopf setzte, hatte der durchtriebene Priester sie unerwartet genommen und krönte ihn selbst. Um der Welt zu zeigen, dass der Kaiser die Macht aus den Händen des Gekreuzigten empfängt und also seinen Nachfolgern unterstellt ist. Wenn auch Karl die Kirche unterstützte und ihren Einfluss in seinem Reich stärkte, soviel er konnte, war er keinesfalls bereit, sich ihrem Diktat zu unterwerfen. Er hatte doch auch der byzantinischen Prinzessin Irene die

Ehe angeboten, damit er dem gerissenen Mann aus Rom zeigen kann, wer hier auf Erden der Erste sei.

„Miliduch möchte sich taufen lassen!“ Diese unerwartete Nachricht verschlug sogar dem Kaiser den Atem. Sein flinker Verstand legte sich alles schnell zurecht.

„Einzelheiten!“ Durch Karls herrische Worte kühlte die Begeisterung des Bischofs etwas ab. Er hatte einen besseren Empfang mit einer solch großartigen Nachricht erwartet. Meldet er ihm etwa nicht alle Augenblicke einen Angriff von der sorbischen Seite? Und der Zug nach Böhmen dieses Jahr – da sollte man lieber kein Wort darüber verlieren!

„Unser Mönch Wenedus kam zurück vom sorbischen Herrscher“, die letzten zwei Worte betonte der Bischof besonders, um dem Karl seine bisherigen erfolglosen Versuche, diesen mächtigen, gefährlichen und unberechenbaren Nachbarn zu unterwerfen, ins Gedächtnis zurück zu rufen, „er lässt ausrichten, dass er mit dir ein Abkommen über den Waffenstillstand schließen will.“ Der Theodulf verstummte.

„Das ist alles? Du sagtest etwas über die Taufe“, bemerkte der Kaiser und schaute den Geistlichen gereizt an. Es ist zwar richtig, der Feldzug dieses Jahr verlief nicht nach den Erwartungen, aber das wird sich bald ändern.

„Nach den Worten deines Dieners Wenedus...“

„Wie, er lässt es mir ausrichten?“ unterbrach der Karl den Bischof.

„Freilich, er kann doch nicht lesen und schreiben“, bemerkte der Priester. Dem Kaiser schien es, dass er in seiner Stimme die Spur eines versteckten Hohns hört. Er selbst konnte nicht schreiben und mit dem Lesen haperte es auch. Er verspürte Miliduch gegenüber eine gewisse Zuneigung.

„Das konnte doch der Mönch tun, nicht wahr?“ knurrte er nachgebend. Theodulf zuckte mit den Schultern.

„Miliduch bemüht sich, den neuen Glauben zu verstehen, der unnötig zwischen seinem Volk und deinem Reich Feindseligkeit weckt. Er lässt ausrichten“, redete der Priester kühl weiter, „dass als Gegenleistung für eine dauerhafte Friedensgarantie er unsere Prediger nicht daran hindern wird, die Sorben mit dem Gott bekannt zu machen. Werdet ihr euch einig, ist er bereit, die Taufe zu erhalten.“

„Hmm, wie verstehst du das? Und der Mönch, ist er zuverlässig?“ fragte ernst der Kaiser, der inzwischen aufstand und die Stufen hinabstieg.

„Der Abt bürgt für den Wenedus. Was Miliduch betrifft, ich würde ihm glauben. Eine ähnliche Botschaft hatte er ja bereits gesendet, die entkleideten Soldaten haben sie gebracht. Meiner Ansicht nach will er sich mit dir verständigen.“

„Er sollte dann meine Oberherrschaft anerkennen“, knurrte der Kaiser schroff.

„Nach der Aussage von Wenedus hält er sich für deinesgleichen.“

„So?“ Karl schritt aufgeregt hin und her, ehe es aus ihm herausbrach:

„So eine Frechheit! Ich werde doch nicht mit einem Barbaren verhandeln. Miliduch soll sich fügen, oder ich werde mit ihm und seiner bärtigen Bande kurzen Prozess machen. Ich bin mit den Sachsen und Awaren fertig geworden, ebenso fertig werde ich mit den Sorben. Ich werde dir sagen, worum es ihm geht“, drehte er seine glühende Stirn zum Bischof hin. „Er will Zeit gewinnen, um seine Stellung zu stärken. Er lädt die Junker und Stadtvorsteher zu sich ein, spricht mit ihnen über eine gemeinsame Vorgehensweise und vereinbart Frieden mit den Nachbarn. Und das nicht mehr als ein Herzog, sondern als ein wirklicher

Herrscher. Es beleidigt mich, dass er mich bei seinen Verhandlungen einem schmutzigen Bauern gleichstellt. Mir lässt man nichts ausrichten, mir nicht! Entweder wird er vor mir auf die Knie fallen, oder...!“ Der Kaiser ballte seine Hand zur Faust zusammen, bis seine Gelenke weiß wurden. Der Bischof stand schweigend da, den Körper leicht vorgebeugt. Er wartete ab, bis Karl sich ausgetobt hatte.

„Überlasse es unserer Kirche“, sagte er friedlich, als er sah, dass Karls Wut ein wenig nachlässt. „Erinnere dich an den lieben Alkuin. Ich verstehe deine Empörung, aber manchmal kann ein Wort mehr erreichen, als ein Schwert. Wenn du auf Miliduchs Vorschläge eingehst, werden wir in zehn Jahren die Hälfte seiner Leute auf unserer Seite haben, das garantiere ich dir. Wir haben auf seinen lauen Glauben an die slawischen Götter gesetzt und wie du siehst, hat es bereits die ersten Früchte gebracht. Wir werden die heidnischen Götzen umstürzen, und das ganze Sorbenland wird uns dann wie eine reife Birne in den Schoß fallen. Und das sogar mit Miliduchs Unterstützung!“

„Diese Ratschläge sind nichts wert“, winkte der Kaiser ab. „Miliduch ist verdammt schlau. Jeden Tag gewinnt er mehr Ruhm, die Sorben hängen immer mehr an ihm. Wenn er es wollte, setzt er sogar den Christus durch und glaube mir, dass es seinem Ruhm nur zugute kommt. Miliduch ist ein Mann, der nicht oft geboren wird. Er ist ebenso tapfer wie weit-sichtig, er strebt die Vereinigung aller Slawen an. Solche Bestrebungen sind gefährlich für uns. Deshalb muss er sich unterwerfen – oder fallen. Fallen, egal wie, verstehst du?“

In dem blassen, sommersprossigen Gesicht des Bischofs war kurz die Angst zu lesen.

„Was wirst du ihm also ausrichten lassen?“

„Antworte in dem Sinn, dass ich ihm die Gewährleistungen, die er fordert, gebe, wenn er sich taufen lässt und sich

meinen Truppen beim Zug gegen die Heiden in Böhmen anschließt. Wenn er keine Folge leistet, wird er dafür bezahlen. Das ist alles.“

„Soll ich einen Geleitbrief anfertigen?“

„Wozu? Miliduch richtet mir aus, ich lasse ihm also auch ausrichten. Rufe jetzt den Majordomus zu mir“, sagte er bereits ganz gelassen, „oder nicht, ich werde selbst zu ihm gehen. Es ist jammerschade“, sagte er nach einer Weile zu sich, „dass der Alkuin nicht mehr hier ist. Es ist so leer hier ohne ihn.“ Der Alkuin, auch Flaccus genannt, war ein angelsächsischer Mönch, der bei den Kelten erzogen wurde. Von allen Beratern und Freunden stand er dem Kaiser am nächsten. Die beiden strebten Erneuerung und Aufschwung der römischen Kultur und im Allgemeinen dachte man, dass der Alkuin hinter allen Reformen Karls stand.

Der Bischof verneigte sich unsicher, und mit einem Kopf voller Zweifel folgte er den Kaiser in seinen Palast.

Der Abt Rugier kehrte nach Fulda erst nach zwei Monaten zurück. Die Verhandlungen, die er wegen der zweiten Sendung von Wenedus mit Theodulf führte, zogen sich in die Länge. Es verstimmte ihn ein wenig, dass der Kaiser ihn nicht persönlich empfing. Andererseits wärmten ihn des Bischofs anerkennende Worte wegen des laufenden Baus der neuen Kirche, wie auch Karls Ablehnung aller Beschwerden bezüglich seiner Person. Kurz nach seiner Ankunft ließ er Wenek in sein Arbeitszimmer rufen, um ihn mit der Antwort des Kaisers bekannt zu machen. Der junge Mann ist beredt, hat ein Gefühl für die Umstände, bestimmt wird er auch diesmal seine Aufgabe gut erledigen. Was dem Rugier nur Sorgen machte, war der heikle Nachtrag, mit dem ihn der Bischof erst knapp vor der Abfahrt aus Aachen bekannt machte.

Es war ein Klopfen zu hören. Der Abt blieb inmitten eines Schrittes stehen. In die Tür trat der gerufene Mönch ein.

„Wenedus“, begann der Abt beschwingt seine Rede, kaum dass er ihn erblickte, „eine große Ehre ist dir zuteil geworden. Der Kaiser Karl, Arm und Schild der ganzen Christenheit, hörte mit großem Vergnügen von dem Bericht über deine Pilgerfahrt zu den heidnischen Sorben. Er wünscht, dass du ein so erfolgreich begonnenes Werk zu einem guten Ende führst.“ Der Mönch vorbeugte sich schweigend, seine ineinander geflochtenen Finger drückte er an seine Brust. Einem scharfen Beobachter könnte seine erregte Aufmerksamkeit kaum entgehen. Eine Botschaft vom Kaiser überbringen zu dürfen, das war eine Auszeichnung, die einem normalen Sterblichen nicht zuteil wird. Der Abt war jedoch so stark mit der Suche nach geeigneten Worten beschäftigt, dass er den Mönch kaum wahrnahm. Wenek war jetzt nur noch ein Instrument zur Durchführung einer wichtigen Aufgabe.

„Der Kaiser fordert, der Kaiser befiehlt“, betonte der Abt den Gedanken, „dass du Miliduch wieder aufsuchst und ihm diese Botschaft übergibst.“ Er führte das Pergament näher an seine Augen heran und las die Botschaft vom Theodulf vor. Den Text sollte Wenek auswendig lernen.

„Miliduch, ich wünsche mir nichts mehr, als dass hinter der Saale und Elbe Frieden und christliche Liebe herrschten. Du hast eine wichtige Entscheidung getroffen, deshalb vergesse ich alles Unrecht, das dein Land mir angetan hat und für das ich eine gerechte Vergeltung üben könnte. Empfange die Taufe aus den Händen des Gottesdieners Wenedus und zum Beweis deiner ehrlichen Demut schliesse dich, sobald du aufgefordert wirst, meinen Männern an, die das Licht ins heidnische Böhmen tragen

werden. Dann empfangen ich gerne deine Huldigung und werde dich mit Ehrungen in die große Familie meiner Fürsten einführen.“ Der Rugier räusperte sich. Der Nachtrag, obwohl nicht weniger wichtig, stand auf dem Pergament nicht mehr drauf. Das Joch, das er dem Wenedus nun aufsetzen will, muss schnell und sicher festgezogen werden. „In dem Fall“, er legte das Pergament auf den Tisch und schaute den Mönch fest an, „in dem Fall, dass Miliduch den Vorschlag des Kaisers ablehnt, wirst du dafür sorgen, dass er bei dem Zug nach Böhmen nicht mehr im Wege steht.“

„Das verstehe ich nicht“, machte der Mönch verständnislos große Augen. „Wie kann ich den Herzog daran hindern, dass er gegen den Kaiser zieht?“

„Es gibt verschiedene Arten und Weisen. Es passiert ihm vielleicht was - er fällt von einem Felsen, oder stürzt vom Pferd... Solche Sachen kommen doch vor, oder nicht? Es ist besser, wenn nur ein krankes Glied stirbt“, betonte der Abt, „als wenn durch sein Verschulden Christenblut fließt. Erwinnere dich an König David, oder daran, wie Gott dem Joshua die Hiwiter herausgab. Oder an den Kampf des Moses mit den Amalekiten. Heute hält der Kaiser den Gottesstab in der Hand und wir sind verpflichtet, ihn zu unterstützen. Natürlich, es ist die letzte Lösung und es war kein Wille der Kirche“, ergänzte er vorsichtig erklärend, als er sah, wie Wenek erstarrte. Dieser traute seinen Ohren nicht. Was der Kaiser durch den Abt von ihm fordert, darüber gibt's keinen Zweifel - das ist sonnenklar! Sein Körper wurde schwer wie Blei, die Kinnbacken wurden schlaff, die Augen verloren ihre Glut. Sein Verstand aber blieb wach. Er sagte ihm sehr genau, dass er keine Wahl habe. Man ist von seiner Ergebenheit und Zuverlässigkeit überzeugt - wenn er die Anweisung nicht erfüllt, ist er verloren. Es passiert ihm etwas, oder der Vater Rugier schickt



ihn in ein entlegenes Kloster und die Wässer werden sich für immer über ihm schließen.

„Ich bin mir nicht ganz sicher, ob ich eine solche Aufgabe schaffe. Ich werde dort unten allein sein unter seinen Leuten. Auch weiß ich nicht, wie so etwas durchzuführen wäre. Der Herzog klettert nicht auf Felsen herum und im Pferdesattel sitzt er wie angewachsen.“ Wenek kam langsam in die geforderte Rolle hinein. Fast wunderte er sich, wie einfach es ist. Laut und ohne irgendwelche Rührung sprach er über Einzelheiten und erklärte schließlich, dass er alle Gründe verstehe. Trotzdem aber glaube er, dass er Miliduch zum rechten Glauben bekehren könne.

Der Abt atmete erleichtert aus. Wenedus bewährte sich wieder einmal. Er trat zu ihm und überreichte ihm – für alle Fälle – ein Beutelchen mit einem verdächtigen Pulver. Wenek lehnte ihn ab.

„Ich hab schon so einen – von einem dortigen Mädchen“, bemerkte er mit einem listigen Lächeln. Er schnürte seinen Ledergürtel auf und füllte den Inhalt des Beutelchens des Abtes um. Danach versteckte er ihn wieder an seiner Brust.

„Gescheit“, lobte der Abt seine Geschicklichkeit und gab ihm die letzten Anweisungen. „Miliduch beruft die Versammlung nach Budissin ein. Sie soll irgendwann im Frühjahr stattfinden.“

Wenek nickte zustimmend.

„Bis dahin unternehme nichts, versuche nur den Herzog auf unsere Seite zu ziehen. Während der Versammlung wird dich ein Mensch von uns aufsuchen. Er wird sich auf mich berufen. Sollte der Miliduch sich nicht fügen, bekommst du freie Hand.“

„Und was, wenn sie mich entlarven?“ Wenek schreckte vor den eigenen Worten zurück. Sie entwischten ihm unerwartet,

ohne eine vorhergehende kühle Überlegung. Er spürte, wie sich seiner in diesem Moment der Wille des Unreinen bemächtigte. Die bisherige Welt stürzte in ihre Gegenlage um. Der Abt, dem er mit frommer Achtung verpflichtet war und dessen Weisungen er gewissenhaft erfüllen sollte, achtet das fünfte Gebot nicht. Er selbst, der sich bemüht, seinen Nächsten zu lieben und nach den Zehn Geboten zu leben, soll zu einem Gebotsbrecher werden. Miliduch, der bereit war, sich um des Friedens willen taufen zu lassen, um sich so der Gefahr der Zwietracht in den eigenen Reihen zu entziehen, soll entweder gegen das eigene Blut ziehen oder ermordet werden. Anstatt Frieden weitere Gewalt. Wie soll er den Herzog gewinnen, wie soll er ihn überzeugen, dass Karls Botschaft für die Sorben nützlich ist? Dürfen die Christen im Gottesnamen seine Gebote verletzen? Geht denn die Vermächtnis des Christus nicht über alles und ist Miliduchs einfache Menschlichkeit nicht mehr fromm als die ganze hiesige heuchlerische Liebe? - Und was ist er? Ist er noch er selbst? Bewies er nicht durch die Angst vor der Entdeckung, dass er den Auftrag ernst nimmt?

Das Durcheinander seiner Gedanken unterbrach die verdächtig beruhigende Antwort des Abtes:

„Du brauchst keine Angst haben. Der Bote kommt nicht alleine, er bringt einige andere Leute von uns mit, sodass du dort nicht allein sein wirst. Ihr bespricht dann, was und wie. Mehr kann ich dir nicht sagen. *Nec scire fas est omnia.*“

„*Dominus tecum*“, das waren die letzten Worte, die Wenek von seinem Abt hörte. Er fuhr durch ein dünnbewachsenes Land, an bunten Feldflecken, Weiden und Wiesen und an halbkahlen Hagen vorbei. Als ob das Pferd die Stimmung des Mönchs fühlte, schleppte es sich langsam dahin, und nur unwillig beschleunigte es seine Schritte, wenn

Wenek es ansprach. Er rief sich die Ereignisse der letzten Tage ins Gedächtnis zurück. Seine Aufgabe war klar, es ist zwecklos, über das Schicksal zu klagen. Er ist nur einer von vielen anderen Christussoldaten geworden, von denen er bereits eine eigene Meinung hatte. Mit ihren Ringrüstungen und Sturmhauben taten sie den Heiden Übles und Abscheuliches an, so durchdacht und ohne das geringste Mitleid, bis der Hass gegen sie sich auch auf den Erlöser übertrug, in dessen Zeichen sie kamen. In den Augen der einfachen Menschen verwandelte sich der Gott der Liebe in einen gewalttätigen, grausamen und verhassten Teufel. Deshalb starben sie lieber auf den Schlachtfeldern, als dass sie als dessen Sklaven endeten. Wenek, als ein Bote desselben Christus, hatte das Glück gehabt, dass er gleich am Anfang unter den Schutz von Miliduch kam - woanders müsste es ihm nicht so gut ergehen.

Nach und nach gelangte er in die bekannte Gegend. Er verdrängte die düsteren Gedanken und betrachtete die Landschaft. Mit neuen, wie neugeborenen Augen berührte er sanft die Orte, die er in der Vergangenheit so oft mit anderen Kindern durchlaufen war. Sie pflückten Waldbeeren, spielten Versteck, bewarfen sich mit Kieferzapfen, oder später, als sie etwas älter wurden, versuchten sie sich in der Schießkunst. Später kamen die Jungen zusammen mit ihren Mädchen hierher, aber in dieser Zeit war Wenek schon weg. Der Vater schickte ihn in die Klosterschule. Die Disziplin, das Lernen, häufige Gebete und das Fasten veränderten den empfindlichen Jungen. Als er nach langer Zeit zurückkam, fühlte er nicht mehr als eine leichte Rührung. Obwohl die Mutter alles zusammentrug, was sie Gutes hatte und der Vater bewundernd seinen Erzählungen zuhörte, blieb der Junge schon ein Fremder. Sein Gemüt war biegsam, fest und leblos, wie ein Birkenreitel am Pflug. Er streifte damals

von Ort zu Ort, betastete die Narben der Baumrinden, wo er als einer der Jungen seine Zeichen geschnitzt hatte. Sie erlebten damals lustvolle Ängste vor den Göttern, die sie sich selbst herstellten. Er streichelte die Spuren von Pfeilen, lief von Stelle zur Stelle in der Hoffnung, aus der nicht allzu lange erloschenen Feuerstelle wenigstens einen Funken der Kindheit auszuscharren. Vergeblich. Auch seine erste Liebe verlor sich; ein Junge aus dem Nachbarsdorf besuchte sie und die Hochzeit war schon geplant. Das Kloster in Fulda nahm ihm die Lebensfreude weg und erfüllte ihn mit Pflicht; er reifte zu einer vollkommenen Frucht heran. Er begann sich nach der Rückkehr zu sehnen - nach der kühlen, aber festen und in den Einzelheiten so gut in sich zusammenpassenden Ordnung - nach gemeinsamen Gebeten, der Bibliothek, den Gottesdiensten, oder dem Klostergarten. Dort bis zu seinem Tod zu verbleiben, mit der heimlichen Hoffnung, dass Gott ihn wenigstens einmal im Leben von irgendwoher anspricht, ebenso, wie er die Propheten aus dem Alten Testament ansprach. Stattdessen schickte er ihm Miliduch in den Weg. Dieser, ohne, dass er sich darum besonders bemühte, brachte die menschliche Wärme in seinen Adern wieder in Fluss. Dann kam Ludka und alle anderen Freunde auch. Nicht im Kloster, oder bei den Eltern, sein wirkliches Zuhause war in Budissin. Es ist so - das wahre Geschenk Gottes empfing er erst dort. Und es machte ihm nichts aus, dass es aus den Händen eines Heiden war. Der Mönch richtete sich im Pferdesattel auf und sann eine Weile über etwas stark nach. Dann spornte er das Pferd an und brach schnell zu Vaters Festung auf.

Die Frist, bis wann die Boten zurückkommen sollten, näherte sich immer mehr ihrem Ende. Miliduch ging

immer öfter aus Budissin in die Richtung, in die sich seine Mitmenschen auf den Weg gemacht hatten. Er fühlte eine Unruhe. Was zu tun ist, wenn der Karl zustimmt oder ablehnt, das wusste er schon lange. Und trotzdem war alles so unklar. Beide Möglichkeiten boten mannigfaltige Lagen und Varianten an und das ließ dem zielbewussten Miliduch keine Ruhe. Im Großen und Ganzen war er überzeugt, dass Karl einverstanden sein wird. Die sorbische Grenze war immer sehr unruhig und Karl hatte Schwierigkeiten auch mit den anderen Nachbarn. Mit den Awaren, Abodriten, Böhmen, Dänen. Er konnte sich nicht einmal der unterworfenen Stämme im eigenen Lande sicher sein. Ich an seiner Stelle, sann Miliduch in den Zeiten der Einsamkeit nach, würde so ein Angebot ganz bestimmt annehmen. Wenn der Kaiser Kirchen und Klöster bauen möchte, die Bildung verbreiten und sich um die Armen sorgen will, wie man ihm nachsagt, dann braucht er dazu unbedingt den Frieden. Das wird der letzte und wichtigste Neuzugang auf dem sorbischen Schnürchen sein.

Die Boten kamen mit dem ersten Schnee an. Die Turmwache am Haupttor meldete ihre Ankunft und sorgte für ein kleines Aufsehen. Wer nur konnte, lief die Boten willkommen heißen. An der Spitze fuhr Koschnak, sein Bart war weiß vor Frost, an seiner Seite fuhren Budysch und Wenek, und den Zug schlossen zu Fuß die bewaffneten Männer ab. Miliduch begrüßte alle, umarmte Koschnak und schüttelte allen anderen herzlich die Hände. Als er an Wenek herantrat, bekam er plötzlich das Gefühl, als zerriss die Perlenkette gerade; die Kügelchen fielen aus der Höhe irgendwohin unter seine Füße. Der Herzog rieb sich die Augen. Dann schaute er den Mönch an und begriff, dass der Friedensvorschlag in Trümmern liegt. Er stellte sich

trotzdem, als wäre nichts geschehen, als würde er die leisen, traurigen Worte nicht hören, den traurigen, fliehenden Blick nicht sehen. Wenek hatte mit dem Ergebnis wahrscheinlich auch Koschnak bekannt gemacht. Sein vielsagendes, etwas verächtliches Lächeln verriet es. Man sah ihm auch an, wie er vor Ungeduld brennt, Miliduch und anderen zu erzählen, mit welcher Nachricht sie zurückkamen. Die Zusammenkunft wurde auf den Abend verlegt, um sich nach der Reise ausruhen zu können. Wenek lud der Herzog erst für den nächsten Morgen ein - er wollte zuerst alles über die Verhältnisse an der Grenze zum Reich erfahren und dabei die wichtige Verhandlung nicht in einen Streit umschlagen lassen. Am Abend setzte er sich dann zusammen mit Koschnak und anderen Mitgliedern des Stammes zur Beratung hin.

„Nun, wie ist denn alles gelaufen?“ sprach er freundlich den Onkel an. Der fing bereitwillig an zu erzählen. Die Erzählung war sehr ausführlich, er schätzte genau die Kräfte der einzelnen Gaugrafen und der Geschlechter und ihre Einstellung zum Miliduch und dem Frankenreich ein. Die Nachrichten waren nicht günstig; am längsten hielt er sich beim Krut, dem Herzog aus dem Land der Lowens, auf.

„Was für ein Mensch ist er, das ist schwer zu sagen. Nur lauter Reden und Honig um den Mund schmieren. Angeblich schätzt er dich, Miltsch, sehr hoch, die sorbischen Angelegenheiten liegen ihm sehr am Herzen und es sei höchste Zeit, Karl zu zeigen, wo im Osten seine Grenzen liegen. Angeblich freut er sich schon auf die Frühjahrsversammlung. Bewirtet hat er uns gut, das ist schon recht. Ich würde aber auf ihn, Miltsch, aufpassen. Er ist wie ein Aal, auch seine Hände sind so...“, “ er beendete den Satz nicht, als ob ihm in der Aufregung die Spucke wegblieb. „sind so klebrig und schleimig, wie er selbst, “ ergänzte er

nach einer Weile, während die anderen schweigend dasaßen. „Nicht mal Götterbilder hatte er zuhause und wie er dabei gegen dich mit dem Säbel rasselte, ich meine damals, bei deiner Wahl...“ Miliduch zuckte nur mit dem Kopf und fragte dann Koschnak unvermittelt:

„Wie viele Frauen hat er?“

„Wie viele? Eine, so wie jeder der verfluchten Christen. Nun, verzeihe, ich weiß, dass du ja auch, aber...“ Das Gespräch wendete sich wieder in eine Richtung, die der Herzog verlassen wollte.

„Gut und der alte Trocha, was hatte der gesagt?“

„Er hat immer von seinem Sohn gesprochen, was für ein Gelehrter aus ihm geworden ist und so. Es ist dort überhaupt alles mit dem Frankengeruch durchdrungen. Miltsch, gebe auf meinen Rat und rechne nicht mit dem Westen. Die Menschen dort würde ich nicht im Rücken haben wollen. Besonders dann den Krut nicht.“ Der Herzog schwieg, nickte ab und zu und schaute auf den Sprecher. Das, was Koschnak sagte, bestätigte seine Annahmen. Auch wenn man die Beschlüsse des Onkels nicht immer ohne Vorbehalte übernehmen konnte, bestimmt hat er recht, was die Franken angeht. Während Karl aufgrund seiner Übermacht unsere Einigkeit fordert, untergräbt er sie dank seiner schönen Erzeugnisse, Fertigkeiten und Gelehrsamkeit. Wirklich wahr, es ist Zeit, die hiesigen Verhältnisse zu ändern. Wie soll man es aber fertig bringen? Jeder Gau, jedes Geschlecht schätzt seine Unabhängigkeit über alles und außer den Abgaben, die die Herrscher ihm jetzt schicken, sind sie zu keinen Zugeständnissen bereit. Gewalt anwenden? Dadurch würde man das Land nur zerrütten. Ein Einheitsglaube, ja, das könnte die Sorben vereinigen, so wie es beim Karl ist. Egal, von welcher Seite man es betrachtet, schlau hatte er es sich ausgedacht...

„Ich habe erwartet, dass du Wenek rufen wirst“, unterbrach Koschnak des Herzogs Überlegungen. In seinem Gesicht erschien der leicht bissige Ausdruck, wie bei seiner Ankunft.

„Was ich wissen wollte, hat er mir gesagt. Nach den Einzelheiten werde ich morgen fragen, so haben wir es vereinbart“, antwortete Miliduch ruhig und schaute den Onkel abwartend an. Der wickelte mit den Augen aus, hob die Schale mit Wein auf und nahm einen gründlichen Schluck. Dann schlug er das Gefäß auf den Tisch, stierte es an und schrie:

„Soll dir doch nur erzählen, was er ausgehandelt hat. Karls Dienstknechte sollen wir werden. Ach, wenn nur dein Großvater lebte, ich weiß nicht, was er dazu sagen würde. Von Anfang an“, schlug er mit der Faust auf den Tisch, „von Anfang an habe ich deinem Vorhaben, wie du sagtest, nicht geglaubt. So handelt nur ein Verräter! Wenn ich dich nicht kannte, so...“

„Dann was!?“ Miliduch blickte den Onkel scharf an.

„Mit den Franken lässt sich nicht anders reden als...“

„Lasst es doch sein“, unterbrach ihn Miliduch, und auch die anderen, die sich Koschnak lautstark anschlossen.

„Wir wollen unser Blut schonen und Zeit gewinnen, das wisst ihr alle. Kein Brei wird so heiß gegessen, wie er gekocht wird. Morgen werde ich mit Wenek sprechen, und am Abend kommen wir hier wieder zusammen.“

Miliduch streckte sich aus und richtete sich, seiner Überlegenheit bewusst, langsam auf. Er legte Koschnak, der erobert vor ihm dasaß, die Hand an seine Schulter. „Gut hast du es, lieber Onkel, erledigt; du hast wertvolle Nachrichten gebracht. Ihr wisst selbst“, wandte er sich versöhnlich an die anderen, „dass ich ohne euch nichts entscheide. Ihr habt mich aber zum Herzog gewählt und von dem wird



jetzt verlangt, dass er seine Leute nicht nur in den Kampf führt, aber auch Ordnung, Frieden und Wohlstand im Lande erhält.“ Er polterte mit dem Stuhl und verließ schweren Schrittes den Raum. Er stieg in das obere Stockwerk hinauf, zog die Stiefeln aus und legte sich aufs Bett. Er wollte allein sein. Von neuem durchdachte er alle möglichen und unmöglichen Lösungen, wie sein Land zu schützen und zu stärken sei. Aber nichts Vernünftigeres als die Verhandlung mit Karl, ist ihm nicht eingefallen. Ich werde die Versammlung abwarten, beschloss er für sich. Morgen werde ich noch Wenek ausfragen, wenn mir nicht noch anderes einfällt. Ansonsten die Götter mit uns. Miliduch drehte sich auf die Seite, deckte sich mit dem Schafspelz zu, und obwohl von unten ein lebhaftes Treiben zu hören war, versank er bald in einen traumlosen Schlaf.

„Also erzähle, wie sind denn deine Verhandlungen bei den Franken gelaufen. Lasse nichts aus“, befragte Miliduch finster Wenek. Der Versammlungsraum war bereits aufgeräumt, die letzten auf dem Boden liegenden Gäste, über die der Herzog drübersteigen musste, schliefen unterdessen in ihren Hütten und Häusern. Im Raum verbreitete sich der Duft des Baumharzes, der mit seiner angenehmen, anschmiegsamen Wärme die Kälte aus jeder Ecke und aus allen Falten der Kleidung vertrieb. Radka legte den beiden Männern Getreidepuffer auf Holzbrettchen vor. Daneben stellte sie Töpfchen mit frisch gemolkener Milch. Weneks Gesicht war eingefallen, wie am vergangenen Tag.

„Ich konnte nicht einschlafen“, sagte er zur Entschuldigung und fing dann langsam an zu erzählen. Schritt für Schritt schilderte er seine Gespräche mit dem Abt und wie er die Botschaft vom Karl ausrichten sollte, dass sich Miliduch

seinem Zug nach Böhmen anschließen solle und dass Miliduch bis zur Versammlung Bedenkzeit habe. Der Miliduch, ähnlich wie unlängst der Abt, ließ den Wenek sprechen, nur, als dieser von der Bedenkzeit sprach, hielt er den Mönch an.

„Warum bis zu der Versammlung?“ Wenek erschrak wie ein Mensch, der bei einer schlechten Tat erwischt wird. Danach senkte er die Augen. Soll er das Gelübde der Schweigsamkeit, das er dem Abt gab, brechen und die Wahrheit sagen? Oder soll er lügen und damit das achte Gebot verletzen?

„Ich weiß es nicht.“ Der Herzog wandte sich ab. Er begriff, dass zur Zeit der Versammlung etwas geplant wird. Wahrscheinlich eine Verschwörung, am ehesten gegen ihn, Miliduch. Weneks Niedergeschlagenheit und sein gequälter Ausdruck zeugten davon. Er durfte nicht reden, und doch sagte er alles.

„Nun gut“, schmunzelte Miliduch. „Bis zu der Versammlung ist noch viel Zeit. Was machen deine Eltern? Und die Brüder?“ Während Wenek die Grüße seines Vaters und der ganzen Familie ausrichtete, setzte sich Radka für eine Weile zu ihnen. Die innerlich angespannte Stimmung spülte sie mit zart gewählten Worten weg. Sie sprach über Ludka, wie sie sich auf ihn freue, wie er auch der Jugend fehlte und dass alle ihn hier für Ihresgleichen halten. Wenek erlag schließlich dem Zauber der Frau des Herzogs; hier fügte er einen Gedanken hinzu, dort hatte er wieder lebhaft zugestimmt, und als er vor dem Mittag das Haus des Herzogs verließ, kam es ihm vor, als wäre er aus Budissin nur eine kurze Zeit weg gewesen und die ganze Reise schien nur noch ein schwerer Alptraum zu sein.

Nach seinem Weggehen verfinsterte sich Miliduch wieder:  
„Etwas wird geplant.“

„Du denkst hier in Budissin? Und wer, ich bitte dich? Jemand von uns?“

„Hier, aber keiner von uns. Wenek war ganz wie ausgewechselt, als ob ein Alpdruck auf ihm liege. Es sieht schon so aus, dass er mich gemäß den Vorstellungen von Karl zurichten und gewinnen soll. Und wenn ich mich zufälligerweise nicht füge...“

„Wenek?“ Radka stemmte die Hände in die Hüften und reckte ihr anmutiges Gesicht ihrem Mann entgegen. Ihre Augen glühten. „Das glaube ich nicht, das würde ich ihm ansehen. Er war nur müde, er ist nicht ans Reisen gewöhnt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er jemanden töten würde. Er spricht doch immer von der Menschenliebe.“

„Er wohl nicht. Wahrscheinlich jemand anderer, bei der Versammlung. Als ich ihn fragte, warum ich nur bis zur Versammlung Bedenkzeit habe, da hat er gestutzt.“ Miliduch legte ermüdet die Stirn in seine Hände. Radka schmiegte sich an ihn und beschwichtigte ihn:

„Es ist zu viel für dich in der letzten Zeit. Das Herzogtum, Boschetch, die Franken. Warte nur und du wirst schon sehen, dass die Mücke bald wegfliegt. Und bei der Versammlung werden alle unsere Leute anwesend sein. Was könnte dir schon geschehen?“

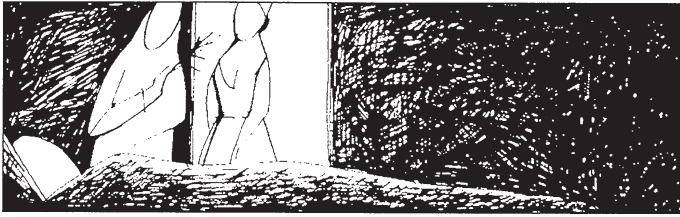
„Du hast wohl recht“, streichelte der Herzog die Wange seiner geliebten Frau. „Ich fühle mich nicht wohl in meiner Haut. Am Nachmittag werde ich ein wenig spazieren gehen, um den Kopf sauber zu bekommen.“

„Das ist eine gute Idee, ich muss noch das Mittagessen fertig kochen.“ Radka eilte zum Feuer. Miliduch erfreute sich an dem Anblick ihrer schönen Rundungen, die voller Leben waren. Eine bessere Frau könnte ich mir nicht wünschen, sagte er sich, aber es gibt Sachen, mit denen ich schon alleine fertig werden muss. Die Schatten der Zweifel

verschloss er in die hinterste Ecke seiner Seele und mit einem Lächeln breitete er die Arme für seine Söhne aus, die gerade in die Tür hereinliefen.

Wenek zögerte mit seiner Rückkehr in das Krchsche Haus, wo er bisweilen wohnte. Trotz des freundlichen Empfanges beim Miliduch kehrte seine frühere Unruhe wieder zurück. Etwas ist anders geworden. Etwas bisher Ungreifbares, als wenn der Wind einen Witterungswechsel meldet. Dieselben Gefühle erlebte er, als er in das Kloster zurückkehrte. Er machte sich zu ihm auf, sobald ihn der Abt entließ – er sehnte sich nach seinen besonnenen und liebenswürdigen Worten. Der Lehrer freute sich sehr über die Rückkehr des begabten Schülers. Er fragte nach jeder Kleinigkeit aus Weneks Sendung. Besonders interessierte er sich dafür, wie ihn der sorbische Herzog aufnahm. Als ihm der junge Mönch seine Entschiedenheit, Voraussicht und tiefe Menschlichkeit schilderte, machte der alte Mann eine finstere Miene und ermahnte den Jungen: „Denke daran, dass wir alle nur ein Abglanz der göttlichen Herrlichkeit sind.“ Und jetzt verlässt er einen ganz anderen Miliduch, als wie er ihn dem Lehrer schilderte – der Herzog verlor in seiner Abwesenheit an Munterkeit, dafür erstarkte er geistlich. Auch sein Einfluss reichte weiter; als sie mit Kosznak zurückkehrten, trafen sie die Boten der Drewanen, die gerade aus Budissin herausfahren. Über Miliduch sprachen sie mit Achtung, was nicht als bloßer Respekt gegenüber dem Onkel zu werten war. Die Achtung entsprang dem Ansehen, das er bei ihnen erworben hatte. Er gewinnt Freunde auf allen Seiten, wandte sich Wenek sachlichen Überlegungen zu, er sichert sich gegen Karl ab. Wenn es zu einem Kampf kommt, wird er für den Kaiser einen schweren Gegner darstellen. Und zu einem Kampf kommt es bestimmt, weil keiner von den eigenen

Forderungen abweichen wird. Es sei denn, einer der Gegner würde vorher sterben ... Wenek erzitterte vor Schreck und Ekel, dass es durch seine Hand geschehen sollte. Er zog das Beutelchen unter seinem Hemd hervor. Er spürte den Drang, ihn irgendwohin ganz weit wegzuwerfen. Mit einem wilden Gesichtsausdruck schaute er sich um. Er sah Ludka sich von weitem nähern. Er riss sich zusammen; es war ihr Geschenk, und eine solche Behandlung würde sie bestimmt missverstehen. Übrigens, wer weiß, wozu das Gift noch gut sein könnte, dachte er bitter und steckte das Beutelchen wieder zurück unters Hemd.



## VERSAMMLUNG IN BUDISSIN

Miliduch kehrte erst am späten Abend vom Spaziergang zurück. Der Himmel war klar, nur im Westen glühte das Abendrot und die untergehende Sonne färbte die Baumspitzen blutrot. Es sagt die Zukunft voraus, dachte der Herzog trübselig. Nach Hause eilte er nicht, er hatte keine Lust, sich die Vorwürfe und das Hohngelächter seiner Verwandten anhören zu müssen, die sich bestimmt schon bei ihm zu Hause gegenseitig zutranken. Einen Rat geben, das können sie nicht, aber einen anstacheln, das können sie gut. Deshalb wählte man dich zum Herzog, sagte ihm Radka, als er ihr das Herz ausschüttete. Du kannst weiter sehen, als die anderen. Sie spüren und achten deine Kraft, sie prüfen aber auch, was sie alles aushalten kann. Sie streiten sich darüber, wer Herzog wird und wenn sie sich endlich darüber einig werden, streiten sie dann zur Abwechslung mit dem.

Der Miliduch blieb stehen. Er atmete tief ein und schaute in die Landschaft. Jahr für Jahr liebte er seine Heimat mehr, und je mehr er sie kannte, desto tiefer berührte ihre veränderliche Schönheit sein Herz. Er erinnerte sich an die Abende, als er heimlich um den heiligen Hain schlich und sein Geheimnis zu lüften beehrte, oder wie er mit lustvollem Schaudern auf die Wichtelmännchen und die Elfen wartete, von den die Frauen beim Spinnen abends sprachen.

Solche Spaziergänge wie heute machte er öfters - zum Flachen Stein hin, der flacher als ein Tisch war, zum Weißen Brunnen, der wegen seiner weißen Bläschen ganz weiß ausschaute, oder hierher, zum Felsenriff, das Zahn genannt wird. Es ragte gute dreißig Ellen über der Schlucht in die Höhe. Mit der Zeit, als sein Kopf sich an die furchterregende Tiefe gewöhnte und kein Schwindel mehr hochkam, traute er sich bis an den Rand und beobachtete, wie die Spree dort unten wütet. Auch heute war sie voll Wasser, das sie wild aus den Wäldern im Norden trieb. Unruhig sprudelte sie in ihrem Flussbett, wehmütig, geheimnisvoll und bedrohlich brausend. Seine Mutter erzählte, dass die darin ertrunkenen Menschen so rufen. Miliduch erlag dem Zauber des Augenblickes. Er schaute sich um, und als er sah, dass niemand in der Nähe ist, zog er seinen Pelz aus und schlich, wie in seiner Jugend, bis an den Rand der Schlucht. Die Spree verwandelte sich im Abglanz der Abendsonne zu einem Zauberer, der mehrere Kieselsteine gleichzeitig in die Höhe warf und wieder auffing. Gleich verbarg sie das Ufer unter einer Welle, um unmittelbar darauf dessen matten Glanz mit unsichtbarer Schärfe zu durchschneiden. Die Flusschleife umgab den Felsen, auf dem seine Geburtsstadt Budissin lag. Miliduch schien es immer, dass die Spree nicht weiter fließt, sondern im Felsen verschwindet, direkt hinten der schicksalhaften steinernen Biegung. Er verspürte wieder den Drang, hinunter ins Tal zu laufen und den Fluss entlang zu gehen, um sich zu überzeugen, wohin die Spree wirklich fließt.

„Wenn man doch nur wissen könnte, wo das Ganze herkommt“, dachte sich Miliduch, „und dazu noch zu wissen vermochte, wohin das Ganze hinströmt. Im Labyrinth des Lebens kann man aber kaum bis zum nächsten Tag schauen...“

„Mit wem sprichst du da, mit dem Wichtelmännchen?“ Die unerwartete Ankunft Radkas riss ihn aus seinen Überlegungen heraus. Als er seine Frau erkannte, verdrängte er schnell seinen Unmut über die Störung und entschuldigte sich.

„Das hier war mein Lieblingssort. Wie hast du mich gefunden?“

„Ganz einfach“, fuhr Radka im ausgelassenen Ton fort, durch die Verlegenheit ihres Mannes belustigt.

„Ich fragte am Tor. Sie sagten mir, dass sie dich beim Zahn gesehen haben. Ich will mit dir noch spazieren gehen.“ Sie errötete ein bisschen wegen der kleinen Lüge. Miliduch kam ihr in den letzten Tagen nicht ganz wohl vor. Die gestrige Beratung hatte seine Niedergeschlagenheit nur vertieft. Sie befürchtete, dass ihn unterwegs eine Übelkeit überfallen könnte. Er ging nur selten alleine aus, er mochte Gesellschaft um sich. Gleichzeitig war sie sich nicht ganz sicher, ob sie ihren Mann wegen Wenek nicht verärgert hatte. Sie sollte ihn nicht so verteidigen, wer weiß, womit man ihn nach Budissin schickte. Miliduch irrte sich in seinen Einschätzungen nur selten. Radka schaute ihn aufmerksamer an. Sein Gesicht war fiebrig gerötet, unter seinen Augen tauchten dunkle Ringe auf.

„Warum läufst du so wenig angezogen, in solcher Kälte herum!“ entsetzte sie sich. Sie packte den Pelz und zog ihn dem Miliduch fast mit Gewalt an.

„Mach dir keine Sorgen“, wehrte sich der Herzog, „mir ist nur heiß. Möchtest du sehen, welche Kraft ich habe?“ Er verbeugte sich, um seine Frau zu heben. Dabei taumelte er, fiel um und blieb liegen. Radka sprang zu ihm.

„Tut dir etwas weh?“

„Nein, mir fehlt nichts, mir ist nur schwindelig geworden.“ lächelte der Herzog schwach. „Ich ruhe mich nur kurz aus und bin dann wieder in Ordnung.“



Sie setzten sich an den Rand der Schlucht, und Miliduch fing an mit Unterbrechungen zu erzählen.

„Als ich noch ein Kind war, lag ich öfters abends hier, damit ich endlich die Wichtelmännchen und Wassernixen sehe, über welche die alten Frauen erzählt haben. Ich hatte kein Glück, ich habe sie nie gesehen. Keine Wassernixe, keinen Wassermann, nur sah ich manchmal die wilden Tiere, die hierher kamen, um Wasser zu trinken.“

„Vielleicht wollten sie sich nicht zeigen“, entgegnete die abergläubische Radka. „Meine Großeltern haben von ihnen gesprochen und sie haben das nicht erfunden.“

„Alte Menschen und Kinder sehen oft etwas, was es nicht gibt.“

„Die Großeltern haben niemals gelogen...!“

„Warte mal!“ flüsterte Miliduch seiner Frau zu und sein Gesicht wurde weiß. „Schau dort, zum Felsen hin!“

„Wohin?“ fragte Radka, durch die Änderung seines Benehmens verängstigt. Sie kniete sich hinter ihn, legte ihre Arme auf seine Schultern und schaute in das Tal, in die Richtung, die er zeigte. Obwohl die Sonne schon halb unter dem Horizont verschwunden war, konnte man noch gut jede Stromschnelle, jeden Baum sehen.

„Bist du blind geworden?“ ärgerte sich mit gepresster Stimme leise der Miliduch. „Über dem Wasser, die weiße Gestalt!“ Der Herzog zitterte vor Aufregung.

„Aber geh“, beruhigte ihn Radka. „Da sammelt sich nur der Nebel über dem Wasser. „Komm“, sie knöpfte ihm den Pelz bis zum Hals zu und half ihm aufzustehen. „Wir gehen zurück nach Hause. Du wirst dich hinlegen, ich werde dir einen heißen Stein ins Bett legen und dir Heilkräuter kochen.“ Miliduch gehorchte, und lehnte sich an seine Frau,

„Ich sage dir, dort war eine Wassernixe“, sprach er in einem fort. Sein Gesicht brannte wieder, von der Stirn

wischte er sich die Schweißperlen ab. Er sah aus, als hätte er eine seelische Erschütterung erlebt.

„Ja, sie war dort, wenigstens hast du sie das erste Mal im Leben gesehen“, scherzte besänftigend Radka, innerlich aber wegen seines Zustandes tief beunruhigt. Miliduch verlor offensichtlich seine Kraft. Am Tor rief sie die Wachposten zur Hilfe, damit sie halfen, ihren Mann nach Hause zu schleppen. Er war nicht mehr fähig, den Berg hinauf zu laufen.

Miliduchs Zustand besserte sich nicht. Oft verlor er das Bewusstsein und fieberte. Auch den nächsten Tag verbrachte er in einem Dämmerzustand. Er kämpfte mit Sinnestäuschungen, wie mit einem Feind im Krieg - hartnäckig, mit zusammengebissenen Zähnen. Ab und zu ließ das Fieber nach, was Radka dazu nutzte, um ihm ein paar Bissen in den Mund zu stecken. Sie opferte auch in der heiligen Ecke den Göttern, der Göttin des Landes Mokos und dem Beschützer der Viehherden, dem Weles. Um den Schwarzgott freundlich zu stimmen, ließ sie einen Ziegenbock schlachten. Am Abend rief sie das Kräuterweib an. Die alte Frau ging um den Herzog herum, sie berührte seine Hände, umkreiste mit einem Mistelzweig dessen ganzen Körper und beschaute dann nachdenklich das Zimmer.

„Was hatte er vor der Krankheit gegessen?“

„Wie immer“, verzweifelte Radka am Zustand ihres Mannes, der abgerissen und heiser atmete. „Es fing an, als wir beim Zahn waren. Als ich ihn fand, hatte er nur das Hemd an und unten in der Schlucht hatte er etwas gesehen. Eine weiße Gestalt.“

„Eine weiße Gestalt?“ erschrak die Drude und kreuzte ihre Hände, wie zur Abwehr.

„Ja, was soll denn sein?“ begriff Radka nicht.

„Morana zeigte sich ihm, die Göttin der Nacht, der Kälte und des Todes. Sie kam, um ihn zu holen. Wer sie sieht,

wird binnen eines Jahres sterben!“ Radka kannte die Sage über die Morana. Man hatte sie doch jedes Jahr hinausgetragen und ins Wasser geworfen, damit sie geht, wo sie herkam. Radka wehrte sich aber, den Worten der Drude zu glauben.

„Ich habe nichts gesehen und ich war doch immer bei ihm“, scheuchte sie die böse Prophezeiung fort und schaute die Drude streng an. „Du willst mich wohl ängstigen? Such dir dafür jemanden anderen aus. Der Nebel sammelte sich über dem Wasser, das ist alles.“

„Die Morana zeigt sich nur denjenigen, auf die die Wahl gefallen ist. Die anderen können daneben stehen und werden doch nichts sehen.“

„Gibt es irgendeine Hilfe?“ Die Frau des Herzogs wurde unsicher und drückte ihr jüngstes Kind an ihre Brust.

„Keine.“

„Dann sage es niemandem“, raffte sie sich ein wenig auf. „Sage ihnen, dass er sich erkältet hat. Ein Jahr ist eine lange Zeit, und die Morana wird möglicherweise vergessen. Die Leute brauchen den Miltsch, jeden Moment ruft man nach ihm – dort streiten man um die Weiden, woanders wurden wieder die Herden weggejagt, die Brüder raufen untereinander. Bald wird auch Krieg sein, die Sahoraci, Böhmen, Drewanen waren hier, du weißt doch. Braue etwas starkes, damit er wieder auf die Beine kommt.“ Bei ihren letzten Worten weinte Radka fast.

„Ach, wer sollte denn die Drude nach was fragen. Die Leute kommen zu mir nur, wenn sie Hilfe brauchen. Ich schicke dir etwas.“ Die alte Frau schickte sich an wegzugehen. Radka drückte ihr rasch einen Beutel mit reicher Belohnung in die Hände. Die Alte bedankte sich, verbeugte sich dreimal vor den Göttern in der Ecke, und in der Tür drehte sie sich nochmals um:

„Solltest du deinen Mann verlieren, musst du gleich weggehen. Am besten irgendwohin in den Osten, wenn ich dir raten kann.“

„Warum weggehen und warum gerade in den Osten?“ verstand die Radka die alte Frau nicht. Wenn sie schon weggehen müsste, würde sie doch nach Westen gehen, zu Schitnik hin, nach Leipzig, wohin den sonst? Die alte Frau antwortete nicht, schüttelte nur langsam den Kopf und humpelte hinaus. Die Tür fiel hinter ihr langsam zu.

Die Drude hielt ihr Versprechen. Nach ein paar Tagen war Miliduch schon insoweit genesen, dass er sich im Bett hinsetzen konnte. Es dauerte aber noch einen halben Monat, bis er wieder hinausging. Die ganze weite Verwandtschaft besuchte ihn und Koschnak am fleißigsten, den die Gewissensbisse quälten, dass er wegen seiner unverschämten Angriffe Miliduchs Krankheit verursachte.

„Du hast dir nichts vorzuwerfen“, sagte Miliduch, als sich der weißhaarige Greis entschuldigte, „du hast die Familieninteressen verteidigt. Jeder Baum kann verwildern. Bei einem Herzog gilt es doppelt so viel. Je stärker das Pferd, umso stärkere Zügel braucht es.“ Er schwieg eine Weile und fügte dann, fast unhörbar, hinzu: „Nur darf man ihm das Genick nicht brechen.“

Wenek besuchte den Miliduch jeden Tag. Der Herzog hielt seine schützende Hand über ihn, besonders, als er hörte, wie die Gruppe um Woratsch dem jungen Mönch die Schuld an seiner Krankheit gibt. Er habe über den Miltch einen starken Zauber ausgesprochen, den er im Kloster lernte, so gingen die Reden. Andere haben Wenek beschuldigt, dass er den Miliduch vergiftete. Auch warf man ihm vor, dass er sich nicht zusammen mit den anderen jungen Männern in der Waffen- und Jagdkunst übt, dass er sie von der richtigen Arbeit ablenkt und Reden führt, die ihnen

nur den Kopf verwirren. Diese Bemerkungen ließen Miliduch nicht kalt. Die Jugend muss lernen, was für das Leben wichtig ist. Er legte Wenek die Zeit fest, in der er sich mit der Jugend treffen darf.

Mit seiner Genesung nahmen die Pflichten und Sorgen wieder zu. Die Verwandten, Nachbarn und die anderen Vormänner, alle kamen, um einen Rat zu den Angelegenheiten des Lebens und des Todes einzuholen, wie die Zeit sie mit sich brachte. Miliduch richtete über die Erbschaft eines Verstorbenen, über die Herbstsaat, die nicht aufging, über das Vieh, das wilde Tiere gerissen haben, er schlichtete Nachbarstreitigkeiten, oder nahm auch die Einladung zur Hochzeit oder zu einem Schluck Honigwein an, um einen neuen Familienzuwachs zu feiern. Für das Baby suchte Radka immer ein passendes Geschenk aus, damit das Kind zusammen mit der ganzen Verwandtschaft schön wächst. Alles schien zu sein wie früher bis auf das, dass Miliduchs Leben nicht mehr so sprudelte, seine Augen schauten tiefer aus seinem Gesicht, seine Falten vermehrten sich und sein entschlossener Gang wurde ernster. „Im Sattel eines Pferdes“, wie er vor der Krankheit gerne sagte, blieb er nur, wenn die Pflichten es erforderten. Von solchen Fahrten kehrte er müde zurück und ruhte danach lange aus. Lebensfroher wurde er erst, als Wschemir zurückkehrte. Über den Winter war er in seine Geburtsstadt Bobbin im Land Rügen gefahren, um die Eltern zu besuchen und ihnen Miliduchs Geschenke zu überreichen, die er bei ihm bestellt hatte – eine wunderschöne goldene Brosche für die Mutter und ein weißes reichverziertes Messer für den Vater.

Radka hing noch inniger an ihrem Mann. Mit verborgenen Sorgen verfolgte sie jeden Schritt von ihm. Sie beruhigte sich erst dann, als er gesund wurde. Den Vorfall

mit der Morana ließ sie aus dem Kopf und wenn der Herzog das Gespräch darauf lenkte, unterbrach sie ihn sofort:

„Nun schweige doch, das war von dem Leiden, rufe es nicht wieder zurück!“

Der Winter verausgabte sich in seinen letzten Zuckungen; der Frühling meldete sich bereits zu Wort. Zuerst prahlte er mit weißen Schneeglöckchen und Knotenblumen, später mit gelbem Scharbockskraut und versprengte dann noch andere Farben. Auch Budissin wurde wach. Die Vorbereitungen auf die Versammlung haben begonnen. Das Land durchkreuzten Wagen, die Erzeugnisse aus dem ganzen Umland brachten, und zusammen mit den Wagen kamen auch die Stadtvorsteher und die Vormänner mit. Die mächtigsten wurden in Miliduchs geräumigem Hause untergebracht, die anderen bei seinen Verwandten. Die Gefolgschaft baute ihre Lager am Marktplatz auf, meistens in der Nähe der Schmiedewerkstatt von Wschemir und der Häuser der herzoglichen Kämpfer. Alle lobten die Stärke der Budissiner Festung – die Landzunge streckte sich aus wie ein mythologisches Pferd mit einem Pfostenkranz am Kopf. Die Kinder kletterten unermüdlich auf die Stadtmauern und Bäume und hielten Ausschau, wer sich gerade Budissin näherte. Die Wagen auf den Feldwegen und die Wiesen schienen zum Greifen nah. Die zurückgedrängten Wälder waren nicht nur wegen des Zugewinns neuer landwirtschaftlichen Flächen wichtig, aber auch wegen der Verteidigung. In den früheren Zeiten achtete man nicht so viel auf die Verteidigung der Ortschaften – weite Wälder und Sümpfe waren nur schwer überwindbar und Menschen gab es nur wenig. Später nahm die Anzahl der Leute zu, die Wälder mussten der fruchtbaren Erde weichen und der zunehmende Wohlstand zog die umher-

ziehenden, nicht sesshaften oder räuberischen Truppen an, die nicht selten vom eigenen Stamme waren. Zum Spruch des Tages wurde „besser heute wach sein, als morgen in Flammen stehen.“ Deswegen wurden an den Mauern der slawischen Ortschaften Wachen gehalten. Jedes Kaufmannsgefolge, das nach Budissin zum Markt kam oder hier nur übernachtete und dann weiter ziehen wollte, wurde gründlich kontrolliert und musste sich dann an einem zugewiesenen Ort aufhalten.

Die Versammlung selbst verringerte die Gefahr eines plötzlichen Überfalles. Budissin quoll von Menschen über, die zugleich auch erfahrene Kämpfer waren. Miliduchs Wachsamkeit nahm trotzdem zu. Er vergaß Karls Anforderungen und Weneks eigenartiges Verhalten bei seiner Rückkehr nicht. Richtig, heute schien zwar alles in Ordnung zu sein, aber über eine Wurzel stolpert man am häufigsten dort, wo man es am wenigsten erwartet. Auch der Besuch bei der alten Drude brachte ihm keine Ruhe. Er wollte sich bei ihr persönlich für die gute Heilung bedanken und erzählte ihr dabei sein Erlebnis mit der weißen Frau. Das Kräuterweib zögerte mit der Antwort, suchte nach Ausflüchten, aber als der Herzog sie in die Enge trieb, sagte sie ihm die volle Wahrheit. Miliduch nahm es mit reglosem Gesicht auf, beschenkte sie dann reichlich und wie zuvor schon Radka bat er sie, von der Prophezeiung niemandem zu erzählen.

„Ein Jahr ist keine lange Zeit und ich habe noch viel zu tun.“

Der Herzog verlor tatsächlich keine Zeit. Er beaufsichtigte die Ausbesserung der Wälle, überprüfte die Festigkeit aller Pferdegeschirre und ordnete die Anfertigung weiterer Waffen an. Um der Gefahr eines unerwarteten Überfalles zuvorzukommen, verstärkte er die Wachen und sendete Wachtruppen ins Land. Als die Versammlung begann, ging er erst spät in der Nacht zu Bett, da er gemäß

den guten Sitten die Ankommenden begrüßen, ihnen die Unterkunft besorgen und sich für eine Weile mit ihnen zusammen hinsetzen musste. Hie und da erübrigte er etwas Zeit auch für seine Familie. Radka fragte ihn dann lächelnd, ob er nicht irgendwo ihrem Mann begegnete, weil jetzt nur lauter Gäste da sind. Es steckte kein Vorwurf darin; sie liebte ihren Mann und war gehörig stolz auf ihn. Ansonsten, sein Ruhm fiel auch auf sie; mit der Frau des Herzogs wollte jeder der Gäste auf gutem Fuß stehen. Sie bekam schöne und teure Sachen – Schmuck, Pelze oder schöne Stoffe. Das meiste behielt sie aber nicht für sich und verschenkte es weiter.

„Falls ihr, meine Frauen, schon was gekocht habt“, ließ sich Miliduch auf die Bank vor dem Haus seiner Amme fallen, die ihm die Mutter ersetzte und zu der Radka mit den Söhnen für die Zeit der Versammlung umsiedelte, „bringt mir das Essen hierher. Ich kann keinen Schritt mehr tun, bald kommt Schitnik macht auch für ihn was.“

„Gleich, gleich wird es fertig“, rief Radka aus dem Haus, „nimm so lange ein paar Linsen“, und sie brachte ihm eine Schüssel mit Brei. Der Herzog lehnte sich gemütlich zurück, nahm den Löffel in die Hand und fing langsam an zu essen. Morgen fängt die Versammlung an, dachte er nach. Alle sind schon da, für alle und auch für die Gefolgschaften ist gesorgt. Ich muss noch über meine Rede nachdenken, damit ich nichts vergesse. Es geht jetzt um viel, die Welt schreitet nicht mehr, sie rennt. Auf einmal flog ihm ein Liedchen zu. Es sang offenbar einer der Spielmänner, der zusammen mit den Vormännern kam:

*Welch' großer Tag, der fängt da an,  
zum Herzog wird fast jedermann.  
Der größte aber soll's nur werden,  
wer niemandem wird sich ergeben.*



Miliduch hörte auf zu essen und lauschte gespannt zu, damit ihm kein weiteres Wort entgehe. Das Liedchen wechselte vom leichten in einen halb höhnischen Ton über.

*Feig oder tapfer, es macht keinen Sinn,  
das Gras wächst drüber ohnehin.*

Das ist doch Unsinn, dachte er. Die Taten des Menschen überdauern doch alle Zeiten. Sie sind wie die Steine in diesem Wall, die uns schützen. Und auch, wenn man sie morgen herunter in den Fluss rollen sollte, werden sie immer irgendwo sein. Niemand kann sie vernichten. Wenn doch nur die meinigen Steine nur lauter schöne und runde wären...

Hinter dem Haus waren unsichere Schritte zu hören. Miliduch legte die Schüssel weg und griff nach seinem Dolch.

„Ach - du bist das, Wenek.“

„Ich, mein Herzog.“

„Macht das Essen auch für Wenek“, rief Miliduch in das Haus hinein und machte dem Mönch den Platz frei.

„Ich muss mit dir sprechen.“

„Nur los, mein Freund.“

„Ich weiß nicht, ob du mich auch danach noch so nennen wirst.“

Der Herzog schaute Wenek überrascht an. Seine Gesichtszüge waren verzerrt, als ob ihm alle seine Zähne wehtäten. Er rief sich den Tag in Erinnerung, als Wenek mit Koschnak zurückkam.

„Setze dich und sprich.“

Der Mönch gehorchte. Sein Kopf sank an die Brust. Abgebrochen, nur mit äußerster Mühe, brachte er die Worte heraus. Nach ein paar Sätzen wurde Miliduch klar, welches Anweisung Wenek noch bekam. Wenek zeigte ihm

das Beutelchen mit dem Gift, erwähnte auch den Boten. Der Herzog schwieg lange. Die Mörder sind zweifellos bereits in Budissin. Wahrscheinlich kamen sie zusammen mit dem Krut an, oder mit jemandem von dort. Wer weiß, vielleicht auch mit Weneks Vater. Er lächelte bitter. Das wäre eine gelungene Geschichte – Vater und Sohn. Wenek muss ein großes Vertrauen genießen, wenn man ihm so eine Aufgabe anvertraute. Man hatte aber auf das falsche Pferd gesetzt. Meine Ahnung hatte mich doch nicht getäuscht. Wie sie das ganze aber durchführen wollen? Nach dem, was der Wenek sagte, haben sie bestimmt noch etwas vorbereitet. Wenn der Versuch mit dem Gift nicht gelingen sollte, werden sie ein Gefecht provozieren, bei dem ich zufällig ums Leben komme. Der Herzog schlug sich auf die Schenkel.

„Ich verstehe, warum du mir das nicht früher gesagt hast. Das Versprechen hatte dich gebunden. Ich denke, dass dein Gott sich jetzt über dich freut. Ganz bestimmt mehr als über deine Vorgesetzten. Und ich werde dir noch etwas sagen – du warst es, der mich auf die Idee brachte, sich mit den Franken im Frieden zu einigen. Als du dich damals für den Soldaten eingesetzt hast. Jetzt gehe essen, dann besprechen wir, was weiter zu tun ist.“

Er hob die Hand und begrüßte den ankommenden Schitnik. Wenek trat in das Haus hinein.

„Ich wundere mich, dass dich diese Nachricht so kalt lässt“, rief Schitnik empört, nachdem Miliduch es ihm erzählt hatte.

„Nun“, erwiderte der Herzog, „etwas habe ich schon vorher aus seinem Verhalten erraten. Dieser Mönch ist viel zu rein. Wenn die Welt ihn mit ihrem Schmutz berührt, ist ihm das gleich anzusehen. Möglicherweise lässt er mit der Zeit etwas nach, vielleicht wird er manchmal auch böse,

aber das Licht, was er trägt, wird schließlich allen Schmutz wegschwemmen. Sollte er das Licht verlieren, würde er sterben. So, als würde man die Kienfackel löschen. Und eine Kienfackel ohne Licht ist nur ein Stück Holz. Abgesehen davon, er hat mir verraten, was verbreitet wird. Er ist auch der einzige, der die Mörder aufdecken kann.“

„Miltsch, du solltest dem Menschen nicht so viel vertrauen. Er kann eine Bestie sein. Wer weiß, ob er nicht etwas mit deiner Krankheit zu tun hat? Ich habe verschiedenes Gerede gehört. Manchmal überrascht man sich selbst, geschweige denn die anderen.“ Der Herzog stutzte und dachte eine Weile nach. Dann schüttelte er den Kopf:

„Ich habe mich schon an dem Abend, als Koschnak kam, nicht wohl gefühlt. Mit Wenek war ich erst am nächsten Tag zusammen.“ Mit schmerzlicher Wonne streckte er seine Beine aus. „Weißt du, Schitek, vor kurzem fragte ich mich, ob es auf der Welt jemanden gibt, den ich wirklich nicht leiden kann. Ja, richtig, es gibt Menschen, die ich kaum ausstehen kann. Aber ich schliesse die Tür und es ist weg.“

„Die schönen Worte“, ließ sich Schitnik seinen Verdacht nicht ausreden, „die du über Wenek gesagt hast, passen eher auf dich. Vergiss nicht, dass er so viele Tage das Gift bei sich trug. Das ist an sich allein schon verwerflich!“

Am nächsten Tag verwandelte sich Budissin in einen kochenden Kessel. So viele Zutaten hatte ein Gericht noch nie gehabt – ein Durcheinander von Klängen, Bewegungen, Farben und Kleidern ließ auch den Uneingeweihten erahnen, dass hier ein bedeutendes Ereignis vorbereitet wird. Die Vormänner aus dem ganzen Sorbenland trafen langsam nacheinander in der Mitte des Marktplatzes ein, wo die Dienstknechte eilig Bänke und Tische zusammengetragen haben, um sie unmittelbar darauf mit Schüsseln

voll mit Essen vollzustellen. Die kinnbärtigen Herrscher setzten sich mit ihren wohlgebauten starken Söhnen nieder. Verschiedene Gesichter waren hier zu sehen – nachdenkliche, behäbige, scharfsinnige und auch verschmitzte, die auf die Sitten und Charaktereigenschaften ihrer Träger hindeuteten. Die Versammlung wurde von einem Getümmel aus Ehefrauen und Kindern der Budissiner Großfamilie, Gefolgschaftsmitgliedern und gaffenden Dienstknechten umkreist. Über solche Ereignisse wird später lange erzählt und jedes Wort, das die Großen sagten, wird mehrmals umgedreht und wie ein Stück wertvollen Metalls untersucht. Ein Stück abseits ließ sich ein starker Wachposten nieder.

Miliduch eröffnete die Versammlung.

„Brüder, wir kamen unserer alten Gewohnheit nach zusammen, damit wir besprechen, was nötig ist. Wie ihr wisst, sollten wir uns heute entscheiden, ob wir uns dem Karl stellen werden, wenn er dieses Jahr durch unser Land ziehen wird. Ich habe versucht, mit ihm zu verhandeln, aber der Kaiser hat mir ausrichten lassen, dass er als Gegenleistung für den Frieden erwartet, dass wir uns seinem Feldzug anschließen und ihn als unseren Herrscher anerkennen.“ Miliduch hob am Schluss etwas die Stimme, weil durch die Versammlung ein lautes Murren lief. „Stimmt das, Wenek?“ Der Angesprochene nickte schweigend und schaute seinen Vater an, der sich trotz seines Alters auf einen so weiten Weg gemacht hatte. Halb wegen der Verantwortung, halb wegen seiner Angst um den Sohn, der ihm ausführlich erklärte, um was es geht.

„Wenn ich mich nicht täusche“, trat Krut scharf vor, „verhandelte der Karl bisher nur mit dir und nicht mit uns, das ist ein Unterschied. In unserem Namen kann ihm doch nur der Versammlungsbeschluss eine Antwort geben.“

„Ja, ja, du hast Recht“, waren einige Rufe zu hören.

„Ist das denn nicht egal, ob der Kaiser mit uns, oder mit dem Miltsch verhandelt?“ durchschnitt die Luft eine knarrende Stimme. Sie gehörte Diwok, dem Herrscher der Nisani.

„Das verstehe ich nicht.“

„Erkläre das!“ schlossen sich Krut weitere Vormänner an und drehten sich aufmerksam in seine Richtung. Diwok beschaute die Versammlungsteilnehmer, stützte seine Hände auf die Kante des schweren Tisches und fuhr fort.

„Der Miltsch hier, er ist unser Herzog und wenn ich gut nachzähle, wird er es bald schon ein Jahr sein. In dieser Zeit hat sich vieles geändert und es ist ihm zu verdanken; wir halten fest zusammen, wie noch nie zuvor. Er ist nun mehr als nur unser Herzog, er ist unser Karl!“

„Übertreibe nicht!“ rief barsch Krut. „Er ist zwar der Herzog, aber bisher hatte er uns noch in keine Schlacht geführt. Der Semil dagegen – das war ein Kämpfer! Übrigens, ich habe gehört, dass er wieder über das Herzogsamt nachdenkt.“

Miliduch lächelte in sich hinein – der Krut enttäuschte seine Erwartungen nicht.

„Na dann – warum ist er heute nicht hier?“ errötete Diwok. Bevor der Krut antworten konnte, trat der Herzog dazwischen und wies unter den Vormännern auf einen kaum erwachsenen Jüngling hin.

„Er schickte seinen Neffen, es heißt, er selbst könne nicht kommen.“ Dem bezeichneten Jüngling schoss Blut ins Gesicht, wie vor ein paar Augenblicken dem Diwok auch. Seine Vettern wurden immer noch beim Karl gefangen gehalten und so hatte der Onkel ihn zu der Versammlung geschickt. Er hatte ihm ans Herz gelegt, sich alles gut anzuhören und wenn es nötig wird, die Ehre und die Interessen des Stammes zu verteidigen.

„Der Onkel entschuldigt sich. Er ist krank, er kann schlecht laufen.“ Die Versammlungsteilnehmer nahmen die Erklärung ohne weitere Fragen an. Die Krankheitsursache Semils war allgemein bekannt. Nach der Gefangennahme seiner Söhne war er dem Honigwein verfallen und nüchtern nur selten anzutreffen. Um seine Wirtschaft kümmerte er sich nicht, nur der volle Krug interessierte ihn. Er begann auch, die fränkischen Boten fleißig zu bewirten. Miliduch verfolgte die Besuche, von denen er gut unterrichtet war, mit Unmut - schon deshalb, weil Semils Liubusua unmittelbar an seinen Gau angrenzte.

Der Herzog der Lusizi ergriff das Wort.

„Ich würde gerne noch zum Karl zurückkommen. Ich nehme an, dass er es machen will wie voriges Jahr, nur ohne Kampf. Dass wir um des Friedens willen auch gegen das eigene Blut ziehen. Es fehlt nur, ihm noch unsere Söhne zu schicken.“

„Ganz genau, Jawor. Es steckt eine List dahinter. Wenn wir uns Karl anschließen, wird er die Sahoraci unterwerfen und das wird uns spalten und schwächen. Dann werden wir ihn auch früher oder später als unseren Herr anerkennen müssen.“ Eine heftige Missbilligung war die Antwort. Wenn es nur darum ginge, sich einem Kriegszug anzuschließen, für einmal macht es nichts aus. Es würde auch nicht das erste Mal sein. Aber jemandes Vasall zu werden, das kommt also nicht in Frage! Auf Kaisers Kopf hagelten die allerschlimmsten Schmähungen, höhnische und auch gekränkte Bemerkungen nieder, die Vormänner diskutierten aufgeregt untereinander, hauten mit den Fäusten auf die Tischbretter ein. Als das Getöse etwas nachließ, meldete sich der nachdenkliche Golubatsch zu Wort.

„Ich verstehe das immer noch nicht“, wog er seine Worte ab. „Welche Vorschläge hattest du ihm unterbreitet?“

Koschnak sagte, dass wir vielleicht den fränkischen Gott annehmen sollten. Das solltest du uns erklären. Ich würde auch erwarten, dass du unser Land befahren würdest. Besonders mit einer solchen Nachricht. Der Waffenstillstand mit den Franken betrifft uns doch alle. Nicht nur dich.“

Miliduch war vorbereitet. Er erklärte, warum er in Budissin bleiben musste, welche vorteilhaften Bündnisse er vereinbarte und dass Koschnak als sein Onkel völlig zu Recht in seinem Namen sprechen durfte. Dann legte er ausführlich seine Botschaft für den Kaiser dar, welche Bedingungen er ihm anbot und was er von ihm erwartete. Das Ergebnis sehe leider so aus, wie es aussieht. In seiner Rede erwähnte er auch die Entsendung der Prediger.

„Ich wollte dem Vorwand Karls, um ins Sorbenland vorzustoßen, die Spitze abbrechen, zugleich den Frieden erhalten und Zeit für unsere Stärkung gewinnen. Unsere Götter werden weiterhin ihre Opfertgaben bekommen und unsere Gewohnheiten werden wir auch nicht ändern“, so lauteten die letzten Worte.

„Wie wird deine Antwort aussehen?“ meldete sich Krut von neuem mit ruhigem und hartem Blick. Die lockigen schwarzen Haare umrahmten sein braungebranntes Gesicht. An seiner Hüfte blitzte der vergoldete Griff eines Dolches auf, zusammen mit der herrlich verzierten Schnalle des Gürtels.

„Eine maurische Arbeit“, bemerkte Wschemir, der zwischen Wenek und Schitnik saß. „Ich möchte gerne wissen, wie er zu solchen teuren Sachen kam.“

„Das hängt doch von der Versammlung ab, wie du richtig bemerkt hast. Deshalb sind wir doch hier“, antwortete der Herzog. Auf den Gesichtern der Vormänner tauchte ein wichtigtuerischer, geschmeichelter Ausdruck auf, der von einem zustimmenden Brummen begleitet wurde.

„Also, Schitek, sag du es, wenn Miltsch nicht antworten kann. Ohnehin holt er immer Rat bei dir ein. Und wenn er selbst nicht kann, so hat er immer noch eure Radka zur Hand. Wenn du nicht wärst, wäre er auch kein Herzog“, griff Krut weiter an. Keiner der Angegriffenen antwortete, nur in Schitniks Augen blitzte es gefährlich auf. „Unsere Frauen“, fuhr Krut fort, „sind, wie bekannt, besser als manche Männer.“ Das Wort „manche“ betonte er ironisch.

„Besser als du bestimmt!“ war spöttisch aus der Menschenmenge zu hören. Diese Bemerkung rief eine allgemeine Heiterkeit hervor. Die Versammlung fängt ja gut an, lächelte auch Miliduch. Was dem Rat am wenigsten zugute käme, wäre ein Streit gleich am Anfang der Verhandlungen. Die Hände friedlich im Schoß gefaltet zwinkerte er Schitnik zu. Der nickte auch. Der böse Bote wird wohl Krut sein.

„Meine Freunde“, übertönte der Herzog die Vormänner und stand auf, „wie schon der Herrscher der Lowens richtig bemerkte, müssen wir zuerst darüber entscheiden, ob wir uns dem Karl zu Wehr setzen oder nicht. Wer nimmt sich das Wort?“

„Ich“, meldete sich Schitnik als erster und stützte sich mit seinen mächtigen Fäusten am Tisch ab. „Brüder, ich weiß nicht, ob ich es schaffe, genau das zu sagen, was ich darüber denke. Ich habe keine so gewandte Zunge, wie der Krut hier und auch keine so wundgedrückten Knie.“ Ein Gelächter ging durch die Versammlung, während der Benannte mit keiner Wimper zuckte.

„Doch um meine Meinung zu sagen... meine Lieben“, er öffnete seine Arme, „ihr kennt mich. Für mich gibt's nichts Wichtigeres, als zufrieden zu leben. Die Felder sind fruchtbar, ich habe große und schöne Viehherden, in den Wäldern gibt's genug Wild, und wenn ich Lust auf einen Fisch bekomme, genügt es nur, die Reuse zu legen.“



Warum sollte ich mich nach irgendwelchen Kämpfen sehen? Das bekommt nur dem Jungvolk gut, die Jungen sollen sich doch raufen. Eine ganz andere Sache wäre es, wenn jemand mir Leipzig wegnehmen wollte. Das würde ich niemandem raten, auch wenn es der Kaiser selbst wäre. Mit den Franken können wir weiterhin Handel betreiben, daran finde ich nichts Schlechtes, aber jeder sollte dort bleiben, wo er ist.“ Schitniks Rede unterstützten die zustimmenden Rufe besonders aus der Gruppe der westlichen Sorben. Die Nachbarschaft zu Karls Reich brachte ihnen einige Vorteile. Man konnte es an ihren Kleidern, Mützen und verzierten Waffen sehen. Die Hände der Männer schmückten schöne Ringe und obwohl sich die Verwandten aus dem Osten auch alle Mühe gaben und sie mit ihrem Reichtum manchmal auch übertrafen, strahlten sie eine gewisse Gesetztheit, eine Unlust zur Änderung, aus.

„Ich würde eine weitere Verhandlung befürworten“, sprach ehrwürdig der alte Trocha vor und schaute seinen Sohn an.

„Die Zeit für Verhandlungen ist vorbei“, versetzte der Herzog etwas schroff. „Karl wartet auf eine Antwort. Ich frage euch anders, Brüder. Wollt ihr Vasallen werden oder frei bleiben?“

„Warum könnten wir nicht seine Verbündeten sein, wie die Abodriten zum Beispiel?“

„Deshalb, Krut, weil wir es morgen sein werden, auf die seine schwere Hand fällt.“ Miliduchs genau gezielte Worte haben den Nerv getroffen. Sie trafen jeden der Teilnehmer, egal, ob sie für oder gegen die Franken waren. Danach rief Miliduch ihnen die Bilder vor Augen, die manche noch in frischer Erinnerung hatten: die Arroganz der fränkischen Anführer, gewaltsame Anwerbungen von Soldaten, Plünderungen der Vorräte, Vergewaltigungen und

Diebstähle der Frauen. Ja richtig, unsere Leute benahmen sich oftmals nicht besser, aber es war doch eigenes Blut. Wenn das Unrecht zu groß war, konnte eine Wiedergutmachung geschaffen werden, aber bei den Franken? Bei wem würde man sich dort beklagen können? Man ist doch für sie nicht mehr wert als ein Zugtier. Die fränkische Verachtung ärgerte besonders die nah an der Grenze lebenden Herrscher. Um dem weiterentwickelten Nachbarn gefällig zu sein, hatte man oft das Sorbentum unterdrückt, die Kinder taufen lassen, ihnen fremde Namen gegeben und sich die Braut oder den Bräutigam lieber auf der fränkischen Seite als auf der eigenen gesucht. Der Kaiser, die Edelmänner und die Geistlichkeit unterstützten diese Bemühungen geschickt, sodass die sorbische Einigkeit schmolz wie Eis im Fluss. Hier, bei der Versammlung, bekannte sich aber niemand zur Abtrünnigkeit. Man verspürte eine umso größere Verlegenheit angesichts der Möglichkeit, dass man zu Vasallen der Franken werden sollte, je mehr man es in Wirklichkeit bereits war. Ein bitterer Preis für den höheren Wohlstand. Und falls man überhaupt einen Widerwillen äußerte, dann tat man es, im Unterschied zu den anderen, nur scheu und schüchtern. Der allergrößte Frankenknecht unter ihnen – Krut – schwieg ganz. Miliduch nützte dies weidlich aus.

„Also gut“, antwortete er für die anderen, „dem Karl Gehorsam leisten wollen wir also nicht.“ Er wartete ab, ob sich doch noch jemand mit einem Einspruch meldet, und sprach danach weiter. „Werden wir zumindest den Durchmarsch durch unser Land dulden, damit er die Pschowanen, Luzener und die anderen Sahoraci niedermetzeln kann? Was sagst du dazu, Wlastislaw?“

Der Sohn des Fürsten der Luzener zuckte nur ratlos mit den Schultern. Der Herzog ließ die Rede ausklingen und

stellte danach die Frage: „Aber warum denn eigentlich nicht? Das nächste Mal kann doch wieder jemand anderes durch fremdes Land gegen uns ziehen!“

Anstatt einer Antwort auf die bitteren Sätze trat ein verlegenes Schweigen ein. Die einen schauten starr vor sich hin, die anderen taten unbeteiligt und spießten mit ihren Messern und gesenkten Augenlidern imaginäre Bissen auf, die restlichen schauten ihre Nachbarn schief an. Solche Fragen stellte sich niemand. Die Hauswirtschaft, der Broterwerb, die Jagd, ab und zu eine Schlägerei, warum nicht. Aber das, worüber der Herzog sprach, daran hatte man niemals gedacht, es traf sie unvorbereitet. Jetzt nur noch ein paar geschickte Sätze, und Miliduch gewann für den Gedanken einer einheitlichen Verteidigung gegen Karl die ganze Versammlung. Es blieb nur noch die Aufgabe übrig, die Versammlung davon zu überzeugen, dass es notwendig sei, eine Landeskampfbereitschaft zu bilden, um im Falle eines plötzlichen Überfalles schnell reagieren zu können. Zu diesem Zweck beauftragte die Versammlung Miliduch, im Sinne eines früheren Vorschlags von Diwok, auch während der Friedenszeiten zu herrschen. Das war eine grundsätzliche Änderung. Der Herzog erhielt unter anderem auch die Gerichtsbarkeit und das Recht, die Vormänner um bewaffnete Truppen, ohne eine vorherige Zustimmung der Versammlung, zu ersuchen. Kurz darauf wurde die Beratung beendet und die Herrscher, froh und erleichtert, dass man die komplizierten Aufgaben vom Hals habe, begannen zu feiern und tranken erheitert dem Herzog zu. Gesang, Tanz, die Rufe der Männer und das Jubeln der Frauen, die frischen Töne der Pfeifen und Geigen erklangen die ganze Nacht. Nur wenige dachten jedoch das zu Ende, was für einen bedeutenden Schritt die heutige Versammlung doch machte. Man schloss sich im eigenen Lande

unter der Führung eines Menschen zusammen, der sie nicht durch Gewalt und Blut, sondern durch einen klugen Gedanken und liebenswürdiges Wort gewann.

Krut und seine Anhängerschaft taten auch fröhlich, aber innerlich saßen sie wie auf Nadeln. Die Stärkung der zentralen Macht des Herzogs könnte zu einer besseren Überwachung der Grenze mit dem Frankenreich, des „limes sorabicus“, führen, den neulich Karls erster Hofbeamte festlegte, und hiermit zur Schwächung der Geschäftsverbindungen und weiterer Verbandlung mit dem Frankenreich führen. Am nächsten Tag lockte Krut unter einem Vorwand Wenek in einen Birkenhain oberhalb des Marktes hinaus. Er begrüßte ihn freundlich, und nach ein paar nichtssagenden Sätzen überraschte er ihn mit der Bemerkung:

„Dein Vater Prior schickt mich. Er fragt, ob du bereit bist, die Aufgabe zu erfüllen, mit der er dich hierhin geschickt hatte.“

Dem Mönch stockte das Blut in den Adern. Jetzt kommt es! Im Namen des Messias soll er Satans Werk durchführen. Mit gedrosselter Stimme entgegnete er, dass er seine Sendung, die Verbreitung des Wort Gottes, wohl erfülle, und was die zweite Angelegenheit angehe, soll er dem Abt sagen lassen, dass er einen solchen Auftrag nicht erfüllen könne, weil er dadurch die Zehn Gebote brechen würde. Das Gift habe er aus dem Beutel weggeschüttet und Miliduch alles gesagt.

„Du verfluchter Schuft“, schleuderte Krut ihm ins Gesicht, der in diesem Augenblick eher dem Teufel selbst ähnelte, „das wirst du teuer bezahlen.“ Außer sich vor Wut riss er aus seinem Stiefel die Gerte heraus und schlug einige Male auf Wenek ein. Danach verschwand er hinter dem nächsten Gebüsch.

Zu der Zeit fand die Beratung Miliduchs mit den bedeutendsten Vormännern statt. Sie sprachen darüber, wo man am besten den Feind stoppen könnte, da er aus keiner anderen Richtung kommen kann, als entlang der Elbe. Zum Schluss kam man überein, dass es nach den Erfahrungen des vorigen Jahres besser sein wird, die Franken gar nicht tiefer ins Land eindringen zu lassen, sondern sie bereits am Fluss Saale zu stoppen, damit sie bis zur Elbe erst gar nicht gelangen. Die Saale hatte jedoch mehrere Furte. Welche Furt Karls Truppen ansteuern werden, das sollen die Kundschafter vorher herausbekommen. Die sorbischen Truppen werden inzwischen nach Gera ziehen, damit sie das Gebiet rechtzeitig besetzen können. Kurz danach machten sich die Boten in Richtung Süden auf, zu den Böhmen, nach Westen zu den Bobranern und Dedosans und zu den Nachbarstämmen im Norden. Sie brachten eine einfache Nachricht: Die Versammlung beschloss, sich den Franken zu stellen, unsere Vereinbarungen gelten. Wenn sie über den Bergen Rauchwolken erblicken, sollten sie Hilfstruppen nach Leipzig schicken. – Schitniks Siedlung bot für die Gruppierung der Abwehrkräfte die beste Lage.

Als Miliduch zusammen mit einigen anderen Vormännern vom Markt zurückkehrte, stellte sich ihm Wenek in den Weg. An seinem Hals und Gesicht waren blutige Schmissee zu sehen. Der Herzog entschuldigte sich bei den Gästen und nahm Wenek zur Seite.

„Was ist dir passiert? Worum geht es?“ Der Mönch erzählte ihm in ein paar Sätzen, wozu ihn der Herzog der Lowens verleiten wollte und was er ihm darauf antwortete. Kruts Reaktion war leicht zu erraten.

„Sei vorsichtig, Herzog!“ ermahnte ihn der Mönch flehentlich, glücklich, dass es ihm gelang, den Schatten des Verdachts, ein Verbrechen verüben zu wollen, von sich zu weisen.

„Du genauso“, entgegnete Miliduch ernst. Ich gebe dir zwei zuverlässige Wächter. So lange Krut mit seinen Menschen hier bleibt, werden sie dir nicht von der Seite weichen. Jetzt komm mit mir.“ Bald holten sie die Vormänner ein, die bereits weiter vorne waren.

Die Begegnung mit Krut spielte sich im Stillen im Hause des Herzogs ab. Die Seite Miliduchs vertraten Schitnik, Koschnak, Wenek und sein Vater Trocha. Die Seite Kruts vertraten drei Leute. Zwei wurden als Vettern vorgestellt und der dritte, den Krut seinen Freund nannte, war angeblich ein Kaufmann. Aus seinem überheblichen Benehmen konnte man auf einen wohlhabenden und einflussreichen Mann schließen. Zuerst sprach der Herzog.

„Krut, es ist die Zeit gekommen, alle Feindschaften beiseite zu legen. Sage offen, was du gegen mich hast oder, um was es dir geht. Wir sollten im Guten voneinander Abschied nehmen. Die Zeit braucht jeden von uns.“

„Ich weiß nicht, worüber du sprichst. Meinen Standpunkt habe ich bereits bei der Versammlung gesagt. Ich bin für unsere Sache und weiß deshalb nicht, warum du mich in dieses schmutzige Haus schleppst.“

„Was du von meinem Sohn wolltest, das ist nichts?“ hielt der Trocha den höhnischen Ton Kruts nicht aus. „Und die Verletzungen, die hat ihm wer zugefügt?“

„Wo und mit wem er sich gerauft hatte, das ist seine Sache, damit habe ich nichts zu tun. Er hat sich alles ausgedacht.“

„Vergiss nicht, mit wem du sprichst“, sagte Schitnik gefährlich sanft. „Du stehst vor dem Herzog, der das Recht hat zu urteilen und es ist deshalb nicht ausgeschlossen, dass dich die Wache mit einer Schlinge um den Hals wie einen gemeinen Mörder von hier wegschleppen wird.“

„Miltsch, du hast mir den freien Fortgang garantiert!“ erbleichte Krut und griff instinktiv zu seiner Waffe.

„Lass deine Hände in Ruhe“, schrie der Schitnik, „sonst kommst du in der Tat hier nicht lebendig weg!“

„Mein Wort gilt“, mäßigte beide der Herzog, „nur frage ich dich nochmals - um was geht es dir, Krut? Du musst doch etwas gegen mich haben, wenn du nicht einmal vor Mord zurückschreckst. Wenek beschwor alles bei seinem Gott“, der Herzog verlangte kurz nach der Zustimmung des Mönchs, „und ich habe keinen Grund, ihm nicht zu glauben.“

„Hat etwa sein Wort mehr Gewicht als meines?“ sagte Krut gekränkt und straffte die Brust. Sein Versuch, die Schuld zu verdecken, wirkte hohl. Seine Bewegungen und der Ton seiner Stimme verrieten ihn.

„Du lügst“, sagte Koschnak ruhig. „Schitnik hat Recht, du solltest hängen.“

„Anders.“ Der Herzog griff wieder schnell ein. „Wir beraten uns, wie wir gegen den Franken vorgehen werden. Wir werden jeden guten Kämpfer brauchen. Und deine Leute, Krut, sind gute Kämpfer. Wenn die Zeit kommt, bringe sie nach Leipzig. Dann vergesse ich, was hier geschah. Andernfalls werde ich dich holen.“

Krut dachte nicht lange über Miliduchs Worte nach. Nach kurzem Sträuben, um nicht zu zeigen, wie froh er über einen solchen Ausgang ist, versprach er mit einem Handschlag die Teilnahme im Kampf. Danach verabschiedete er sich und fuhr samt seiner Gefolgschaft in aller Eile davon.

„Du solltest ihn nicht weggehen lassen“, schüttelte Schitnik empört den Kopf, als sie im Haus alleine waren, „dieser Mensch ist wie ein Fuchs. Der wird dir nicht auf die Hühner aufpassen.“

„Ich habe keine andere Wahl. Falls er wirklich nach Leipzig kommt, werden wir seine Leute so platzieren, dass wir auf sie aufpassen können.“

„Hast du sie etwa nicht gesehen? Vor allem den Kaufmann. Eiseskälte ging von ihm aus. Solche Leute schließen sich uns nicht an, mein Lieber. Wir sind fremdes Blut für sie.“

„Wenn Karl angreift, wird jede Hand gebraucht. Wir dürfen keine Chance versäumen. Nichts, was uns stärken, oder im Gegenteil, schwächen könnte. Krut versprach, dass er sich anschließen wird und er hat mich auch als Herzog anerkannt. Wir würden nur verlieren, wenn er hängen würde. Letztendlich“, bemerkte er aufgeregt, „hätte er sich auch dem Karl anschließen können!“ Schitnik, der während des Gesprächs aufstand und um den Tisch herumging, hob den überhängenden Teil des Tischtuches hoch, damit es alle sehen konnten. Er lächelte vieldeutig.

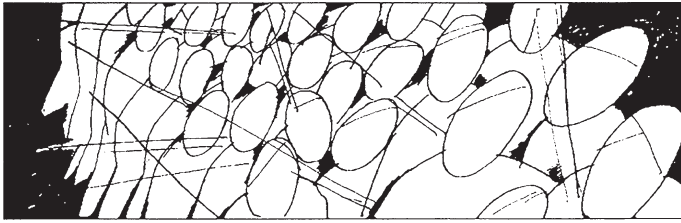
„Ich glaube, dass du ihn nicht richtig eingeschätzt hast. Schau, er hat dir das Tischtuch zerschnitten.“ Miliduch zuckte auf. So was hat er nicht erwartet. Er trat zum Schitnik hin und steckte ungläubig den Finger durch das Loch. Das bedeutete, dass Krut ihn im Bösen verließ.

„Rufe die Leute zusammen“, schüttelte der Schitnik den Herzog an der Schulter, „wir werden Krut ein für allemal erledigen. Er kann nicht weit sein. Den anderen wird man das schon erklären.“

„Nein“, sagte der Miliduch fest, „er ist als Gast gekommen und als Gast wird er gehen. Wir sind keine Franken. Was das Tischtuch betrifft, er konnte es vor unserer Versöhnung zerschnitten haben.“

„Es kann kein Gast sein, wer es auf dein Leben abgesehen hat“, presste Schitnik die Worte zornig durch die Lippen. „Du machst einen großen Fehler. Auf dass du es einmal nicht bereust!“





## SCHLACHT

Die Ereignisse überschlugen sich bald. Kurz nach der Versammlung begann Karl seine Truppen zu gruppieren. Absichtlich wählte er die Zeit, in der die Frühlingsarbeiten verrichtet werden – er rechnete damit, dass es die auf die Landwirtschaft angewiesenen Sorben wegen der Kampfvorbereitungen nicht schaffen, das Sommergetreide auszusäen. Wer nicht im Kampf fällt, stirbt innerhalb eines Jahres an Hunger. Er rechnete auch damit, dass einige Bauern und Verbündete wegen der Saat erst gar nicht in den Krieg ziehen werden und Miliduchs Truppen vor der Schlacht so geschwächt werden. Er konnte keine bessere Zeit wählen. Die Feldarbeiten waren im vollen Gange. Es wurde Weizen, Gerste, Hafer, Hirse, Buchweizen oder Hülsenfrüchte gesät. Die Felder, auf deren das Wintergetreide nicht aufging, wurden umgepflügt. Nichtsdestotrotz wurden in den Häusern die Vorräte von Pfeilen immer größer, so mancher Speer aus Steinbuchenholz mit hart abgebrannter Spitze wurde gefertigt, auch die Schutzschilder aus Holz und Rinde wurden erzeugt und so manches Beil bekam einen neuen Stiel. Die Edelmänner und die wohlhabenderen Vormänner schliffen und härteten ihre Schwerter, verbesserten die Pferdegeschirre, und die Jugend bereitete die Schleuder zum Steinwerfen vor. Die Burgwälle wurden

immer mächtiger. Es wurde Tag und Nacht gearbeitet. Miliduch machte eine Pilgerfahrt nach Swatobor, in den größten heiligen Hain der Sorben. Seine Knechte trieben eine große Viehherde hin, die die Priester den slawischen Göttern opferten. Zahlreiche Schaulustige aus der weiten Umgebung waren gekommen. Sie wollten mit eigenen Augen den berühmten Herzog, den wirklichen Herrscher sehen, so einen, welchen auch die Franken haben. Die Prophezeiungen, die bisher dem Kriegszug nicht gut gesinnt waren, begannen nun günstiger auszufallen. Es schien, dass die Opfer des ersten unter den Sorben die Götter versöhnt hatten. Die guten Voraussagen hatten auf alle einen mächtigen Einfluss. Als sich dann am Ende des Frühjahrs die fränkischen Streitkräfte in ungewöhnlicher Anzahl gesammelt haben und klar war, dass der Hauptangriff gegen die Sorben geführt wird, war zu dieser Zeit das ganze Land schon vorbereitet. Über den Hügeln begannen Rauchzeichen aufzusteigen, in der Nacht brannten hohe Feuer und in Richtung Leipzig begannen die ersten Ströme eines entschlossenen Gegners zusammen zu fließen. Die Männer verabschiedeten sich von den Frauen und trösteten sie, dass sie bald wieder zurückkämen, wirklich bald und mit einer reichen Beute. Dann wird es keine Plackerei mehr geben, Not und Hunger werden für alle Zeiten das Land verlassen. Die Frauen weinten, stimmten zu und glaubten ihnen, um sich unmittelbar darauf ihren Männern wieder an den Hals zu hängen, damit sie auf sich aufpassen, oder noch besser, damit sie gar nicht erst weggehen. Es werden schon genügend Kämpfer da sein und um einen mehr oder weniger... Aber da gingen bereits die Männer mit langen Schritten und heimlich eine Träne im Auge zerdrückend zu ihren Truppen fort. Nach einigen Tagen lag vor Leipzig eine solche Kraft, dass sie die Stadtmauern mit einem breiten

Gürtel umlagerte. Fast alle waren hier – die Mehrheit der Glomatschen, die jetzt Schitnik anführte, daneben lagen die Chutici, es fehlten auch die Nisani, die Lusizi und die westlichen Mojens nicht. Stolze Kampfflaggen wehten über den Köpfen des mächtigen Heeres der Milzener, mit dem Fürsten und dem sorbischen Herzog Miliduch an der Spitze. Niemand würde in ihm den bewegten Ehemann erkennen, der sich einige Tage zuvor von seiner Frau und den Kindern nicht trennen konnte.

„Pass auf dich auf“, sagte Radka beim Abschied, die Augen voll von brennendem Schmerz. Der Versuch eines Lächelns gelang ihr nicht. Die beiden Buben drückten sich an die Füße des Vaters; der jüngere untersuchte die Schnürsenkel an den Stiefeln, der ältere zog das lange Schwert aus der Lederscheide. Miliduch nahm die Kinder an der Hand, küsste beide und drückte sie an sich und fragte dann, halb die Kleinen, halb Radka:

„Was soll ich euch denn mitbringen?“

„Den Schwert von dem Karl“, klang die merkwürdig erwachsene Antwort des älteren, kaum sechsjährigen Sohnes. Der kleinere plapperte nur die Worte des großen Bruders ungeschickt nach. Radka trat an ihre Liebsten heran und reichte Miliduch einen kurzen Mantel.

„Zieh ihn vor allem nachts an, es ist noch kalt“, bemerkte sie. Danach umarmte sie alle und in Tränen aufgelöst, die ihr entgegen ihrem Vorsatz aus den Augen flossen, schluchzte sie:

„Komm uns doch vor allem zurück.“ Wie sehr sich auch Miliduch zusammenriss, seinen Gemütszustand verriet ein plötzlicher Krampf in seinem Gesicht, der auf seinen schweren inneren Kampf hindeutete. Dann nahm er Radka zur Seite.

„Wie ich dir schon sagte“, sprach er leise und heiser zu ihr, als sein verkrampftes Inneres sich etwas lockerte. „Falls mir etwas passiert, bleibe nicht hier. Der Schemek wird euch

nach Grat begleiten. Die Tante Bela wird dich und die Kinder aufnehmen.“

Grat war ein kleineres Dorf südlich von Zittau. Von dort stammte Miliduchs Mutter und dort lebte ihre ganze Familie. Der Ort war abgelegen, mitten im Wald, der Sumpf und die Flussarme der Neiße schützten ihn. Miliduch wählte ihn nicht zufällig – im Falle seines Todes oder der Gefangenschaft war es ganz sicher, dass der Sieger sich bemühen wird, sein ganzes Geschlecht von der Wiege an auszulöschen, in der Befürchtung, dass daraus wieder ein neuer Herzog hervorgehen könnte.

Die Zeit, als sich vor Leipzig die Truppen gruppierten, nützte Miliduch zur Ausbesserung der bis dahin ziemlich spontanen Kampfaufstellung. Die neu ankommenden Truppen gliederte er gleich in kleinere Formationen ein, was die Weitergabe von Befehlen und Nachrichten erleichterte und beschleunigte. Zusammen mit den Vormännern besprach er dann die weitere Vorgehensweise. In sein Gesicht zog eine konzentrierte Sachlichkeit ein.

„Wer fehlt noch?“

„Wir warten auf die Böhmen, die Spreewanen sind gerade eingetroffen. Von den unseren fehlt noch der Krut mit seinen Leuten.“

„Ist schon irgendeiner von den Kundschaftern zurück?“

„Ja.“ Vor Miliduch trat ein untersetzter, stämmiger Mann mit stechenden Augen hin. Trotz des warmen Wetters trug er am Kopf eine Mütze aus Otterbalg.

„Zu wem gehörst du?“

„Das ist einer von uns, von den Mojens, antwortete anstelle des Mannes der ältere Bruder Weneks. Der Trocha

konnte wegen seinem Alter am Kampf nicht teilnehmen, deshalb schickte er mit den Soldaten seinen ältesten Sohn.

„Die Franken wollen schon in einigen Tagen aufbrechen. Der Sohn des Kaisers führt sie an, der Karl. Sie kommen in zwei Zügen. Die Saale wollen sie bei Warnenfeld, nicht weit von Janitz und auch bei Borno überqueren, dorthin schicken sie eine Truppe aus Thüringen.“

„Und der Karl?“

„Der wird den Hauptzug führen.“

Als diese Nachricht auch die anderen Kundschafter bestätigten, musste eine solche Strategie entwickelt werden, die den Gegner daran hinderte, sich zu formieren und aufzustellen. Nach einer kurzen Beratung wurde beschlossen, dass den Hauptansturm der feindlichen Truppen, die der kaiserliche Sohn führen wird, Miliduch mit seiner ganzen Kampfformation aufhalten soll und nach Borno nur eine kleinere Kampftruppe gesendet wird. Das sollte den Einfall des zweiten Frankenzuges in den Nacken der Sorben verhindern. Schitnik wurde zum Heeresleiter ernannt – er stand Miliduch am nächsten, er war ein erfahrener und unerschrockener Kämpfer und kannte das Land gut. Sollte Miliduch sterben, würde er an seine Stelle treten. Die Richtigkeit dieser Wahl bestärkte auch der Umstand, dass vor dem Weggang aufs Schlachtfeld Krut mit einer zahlreichen Truppe erschien. Über Kruts Hinzustoßen freute sich der Herzog zwar, aber auf der anderen Seite war er auch beunruhigt. Vorteilhaft war die Verstärkung um eine Truppe erfahrener Kämpfer. Jeder von ihnen war jetzt Gold wert. Was ihm Sorgen machte, war die Tatsache, dass der Gau der Lowens von Leipzig höchstens zwei Tage entfernt war und die Lowens sich um weitere drei Tage verspätet haben. Der Anführer der Lowens hielt aber bei der Rechtfertigung stand – er musste

die Franken breit umgehen, dadurch verspätete er sich. Der Herzog nahm die Entschuldigung erst an, als es ihm auch die Kämpfer von Krut bestätigt haben. Er dachte immer an das zerschnittene Tischtuch. Deshalb entschied er, dass er Krut und einen Teil seiner Leute gegen die gleiche Anzahl der Kämpfer aus dem Stamm der Glomatschen aus Schitniks Sicherungstruppe eintauschen wird. Schitnik wird Krut überwachen und sein eventueller Verrat würde so die Hauptkräfte nicht gefährden. Gegen Miliduchs Entscheidung stellten sich die neuerlichen Gegner nicht, obzwar sie ihnen offensichtlich nicht behagte. Schitnik ließ den Krut leichthin die eigene Machtposition und Genugtuung darüber spüren, dass er eine Zeitlang unter seinem Kommando steht. Dieser ignorierte im Gegenzug seinen zeitweiligen Herren demonstrativ. Seine Befehle erfüllte er aber.

Am Abend beschlossen die Führer, dass man nicht länger warten könne und den immer noch fehlenden Böhmen eine Nachricht da gelassen wird, damit sie dann wissen, wohin sie marschieren sollen.

Am nächsten Tag, kurz nach Tagesanbruch, begannen sich die Heere aufzustellen. Die grabbewachsene weite Fläche vor den Toren Leipzigs war voll von einem scheinbar unkoordinierten, fast verwirrten Soldatenaufmarsch. Plötzlich lief dieser Ameisenhaufen wie durch den Zauberstab berührt auseinander und zog sich zu Kampfblöcken zusammen. Über jedem wehte ein Kampfzeichen. An der Spitze stand der gewählte Kommandant zusammen mit den Edelmannern, dann folgten die Fußkämpfer und am Ende standen die kaum erwachsenen Jungen, die zu Steinschleudern bestimmt waren. Als die Sonne den Horizont überquerte, beleuchtete sie die schneeweißen leinenen Kopftücher, die sich Miliduch und Schitnik um ihre Kappen wanden. Sie

ritten ganz vorne, an der Spitze des mächtigen sorbischen Heeres. Der Herzog erhob das Schwert und mit einer dröhnenden Stimme rief er:

„Männer, vorwärts!“

Das Menschenmeer kam in Bewegung. Der Herzog brach in Richtung Gera auf, Schitnik mit der kleineren Truppe die Elster stromabwärts in Richtung Borno. Die zurückgebliebenen Bewohner der Leipziger Burg, die aus den Wällen der großartigen und zugleich grauenhaften Pracht der Kampfmacht zuschauten, feuerten die Kämpfer an. Man ermutigte sie, man weinte, war ergriffen und auch begeistert. Die marschierenden Kerle, die mit erhobenen Waffen und derben Rufen entgegneten, empfanden in ihren ganzen Körpern auch ganz neue feierliche Gefühle – sie entsprangen der Trunkenheit durch das Bewusstsein der eigenen Menge, der Gefahr, der man immer näher kam und auch dem erhofften Ruhm, von dem die nächsten Generationen bei den Abendfeuern begeistert erzählen werden. Bei diesem Gedanken beschleunigte man den Schritt und stimmte ein neues Kampflied an.

*Wer ist weise wie ein Buch?*

*Das ist der liebe Miliduch!*

*Wer hat die größte Heeresmacht?*

*Unser Herzog, gebt doch acht.*

*Troll dich, Karl, mach schnell den Hasen,*

*sonst wirst bald wie der Hase grasen!*

Die letzten Worte schrie man laut heraus, und das Lied wurde immer aufs Neue wiederholt, was die Kampfeslust weckte und den Weg auch schneller verlaufen ließ. Gegen den fränkischem Quarz rollte der sorbische Granit.

Nach der Ankunft am Ort breiteten sich die Streitkräfte auf den Anhöhen in der Nähe des Flusses aus. Die Anführer achteten gemäß Miliduchs Angaben peinlich darauf, dass alle befreundeten Vormänner nebeneinander stehen und andererseits, die rivalisierenden sorbischen Kräfte weiter voneinander entfernt sind. Den Sturmtrupp des Heeres bildeten die Milzener mit dem Priester Boschetch an der Spitze, unterstützt von den Lusizi unter Jawors Führung und von den Nisani mit dem Diwok. Sie werden zum zuerst geworfenen menschlichen Felsen gegen die angreifenden Franken. Währenddessen sandte Miliduch Diverstantentruppen aus, die den Vormarsch des Feindes bremsen, seine Züge zerbröckeln, ihn einschüchtern und nach Kräften schwächen sollten. Die Truppen bestanden aus Freiwilligen - aus kräftigen, listigen und zu allem entschlossenen Männern. Sie griffen aus dem Hinterhalt an, beschossen die Franken von umliegenden Felsen und dichten Hecken aus, verhauten die Wege, dämmten Bäche ein, die dann die Wege verschlammten, und vernichteten die vorgeschobenen und seitlichen Posten. Man hatte die Worte ihres Herzogs im Gedächtnis: „Greift ungesehen an. Und wenn ihr sterben solltet, soll zumindest ein Franke euch zuvorkommen.“

Auf beiden Seiten der Saale erreichten die Befestigungsarbeiten ihren Höhepunkt. Die Kämpfer hoben verdeckte und auch offene Gruben in Richtung des feindlichen Vormarsches aus, versteckten spitze Pfähle unter den Ästen, die sich dann den Pferden entgegen schleuderten. Andere bauten Versperrungen aus und vertieften Gräben. Die Steinwerfer trugen die Steine zu Haufen zusammen. Miliduch ließ sich auf einem nahen Hügel nieder. Er überwachte die Aufstellung der letzten Truppen und nahm Meldungen von den Heeresleitern an. Die Kundschafter brachten



Nachrichten über den weiteren Vormarsch des fränkischen Heeres. Der Herzog befragte sie über alles – auch über das, was der kaiserliche Sohn angezogen hat, wer ihn begleitet und welche Waffen ihn schützen.

„Warum interessierst dich so für ihn?“ verstanden die Krieger nicht.

„Wir müssen den jungen Karl gefangen nehmen“, erklärte der Herzog, „genauso, wie die Franken es mit Semils Söhnen gemacht haben. Dann werden wir besser verhandeln können. Über alles.“ Die Fragen der Männer unterbrach bald die Ankunft des Feindes, der aus dem Wald auf der anderen Seite des Flusses heraustrat.

Die Franken warteten nicht auf die Ankunft der Hauptkräfte und griffen die sorbische Stellung sofort an. Gleichzeitig fällten sie Bäume und versuchten auf freien Plätzen die ersten Fähren aufs Wasser zu setzen, woran sie die vorgeschobenen, gut befestigten Truppen wirksam hinderten. Die Schiffswachen unterstützten sie darin, sie zerstörten die Fähren, die schon am Wasser lagen. Auf den Fähren standen bewaffnete Männer in bester Kampfausrüstung – mit Helmen, Ringhemden, Brust- und Schienbeinschützern, ihre rechte Hand umklammerte scharfe Schwerte und lange Piken. Als Schutz dienten ihnen die zusammengesetzten Schilde. Diese öffneten sich ab und zu und sandten den ankommenden Schiffen eine tödliche Botschaft entgegen.

Auf beiden Seiten nahm die Zahl der Verwundeten und Gefallenen zu. Die meisten verschluckte die Saale, die nach dem Frühjahrsregen voll Wasser war. Als der fränkische Hauptzug eintraf, zog sich die vorgeschobene Abwehr in die Schiffe zurück und begab sich unter dichtem Pfeilbeschuss auf die eigene Seite. Kaum die Hälfte blieb von ihr übrig. Danach bemächtigten sich des Flusses bereits

die Kämpfer Karls. Unter einem dichten Steinregen liefen sie aus den Fähren, füllten mit den Toten die Gruben und Gräben, und was das sorbische Fußvolk nicht totschrug, das brachten neue Wellen der Angreifer fertig, die beim Bestreben, bis zur Uferbefestigung durchzudringen, die eigenen Kämpfer niedertraten. Um den Preis schwerer Verluste gelang es ihnen, ein Vorfeld zu bilden, wohin weitere Truppen anliefen. Die Sorben zogen sich inzwischen hinter die nächste Befestigungszone zurück.

Miliduch beobachtete die Kampfentwicklung mit aufmerksamer Ruhe. Der Kampf entwickelte sich zu dessen Gunsten. Der Feind war im Nachteil - er griff bergauf an, auf einem schmalen Landstreifen. Sein Vorrücken bremsen die gut vorbereiteten Erdarbeiten. Seine Verluste waren mehr als doppelt. Richtig, die fränkischen Hauptkräfte traten erst an, aber ihr Nachteil war eben der Platzmangel. Sie versuchten mit den Schiffen stromaufwärts und stromabwärts anzulegen, aber die schweren Kämpfer versanken im Moor und wurden leicht zur Beute der leichtfüßigen Sorben. Aber jetzt kam eine unerwartete und böse Nachricht - Schitnik tötete Krut, der ihn im Streit angriff. Er selbst ist schwer verletzt und eines weiteren Kampfes unfähig. Auch deren Soldaten gerieten untereinander im Kampf. Es gab viele Tote dort.

Der Herzog umklammerte krampfhaft den Griff seines Schwertes. Er fürchtete um das Leben des Freundes und auch um die Schlachtentwicklung. Der zweite Zug der Franken könnte sie angreifen. Es musste schnell gehandelt werden. Das bedeutete, hier den Feind zurückzuschlagen und danach mit seiner schwächeren Kralle fertig zu werden. Er gab dem Boten die Anweisung, dass Schitniks Männer, die noch geblieben sind, zusammen mit ihrem Führer nach Leipzig zurückkehren sollen. Die restlichen sollte er herbringen.

Er schaute kurz dem sich entfernenden Boten nach und konzentrierte sich dann wieder auf das Schlachtfeld. Hier kam es zu einer bedeutenden Änderung. Aufs Wasser wurde ein breites Floß herabgelassen, das den kaiserlichen Sohn selbst trug. Dass es wirklich um ihn geht, darüber konnten keine Zweifel bestehen – kaiserliches, mit Gold besticktes Gewand, weißes Pferd mit prächtig verziertem Sattel, ein stolzer Blick zum Zeichen der alles bezwingenden kaiserlichen Macht. Die herum schwimmenden Flöße trugen die bis auf die Zähne bewaffnete Begleitung. Beim Karl stand der Bischof und zeigte mit dem Bischofsstab in die Richtung Miliduchs. Die Anwesenheit des Thronfolgers spornete die Franken an. An einer Stelle brachen sie die Abwehrlinie durch und machten sich zum Hügel hinauf. Die Milzener versperrten ihnen den Weg. Der Kampf wurde härter und grausamer. Die Kampfschilder krachten aneinander, alle Augenblicke spritzte ein Blutschwall vom abgehackten Kopf oder Hand hervor und begoss die Erde und die Kämpfer. Die Unerschrockenheit der Milzener überwog die bessere Ausrüstung der Franken. Das ganze Land half ihnen dabei; jeder Stein, jede Grube erschwerte das Vorrücken des Feindes. Es kämpften sogar die Verwundeten. Sie zerrten die Schwerte des Gegners an sich, stellten ihnen das Bein oder schnitten ihnen die Fußsehnen durch. Nach dem Sturz des Gegners erwürgten sie ihn, erstachen ihn oder blendeten ihn wenigstens. Hier kam nicht nur der Wille, die Heimat zu verteidigen, zum Vorschein – man wollte sich selbst und auch den anderen beweisen, dass in allen das fürstliche Blut des Miliduchs kreist und dass nach der langen Vorherrschaft der Führer der Glomatschen ihre Wahl richtig war. Die erbarmungslose Art des Kampfes erschreckte selbst die hart gesottenen Franken, und sie begannen, sich an manchen Stellen zurück zu ziehen. Die

vorderen Reihen schoben sich in die hinteren und deckten ihre Schwachstellen auf. Das nützten die Lusizi-Kämpfer, die sich unter die Milzener mengten, mit ihren Stockbeilen aus und hauten dem Feind tödliche Zeichen aus.

Der Kampf erreichte seinen Höhepunkt. Die Kräfte waren ausgeglichen.

Der Hügel wurde plötzlich leer. Dann erschien erneut Miliduch, diesmal im Sattel des Pferdes. Es kam seine Zeit. Wie ein Pfeil schoss er mit seiner Gefolgschaft entlang des Schlachtgetümmels, und mit dem Ruf „Svojba!“ öffnete er sich den Weg zwischen den heftig sich wehrenden Sorben. Der stürmische Einfall der Kavallerie zersprengte die Linie der verwirrten Franken. Den Durchbruch füllten sofort die Fußkämpfer aus. Miliduch war plötzlich nur einige Pferdelängen von dem Kaisersohn entfernt, der gerade ans Ufer stieg. Der Vorstoß wurde so schnell und hervorragend durchgeführt, dass Karl nicht einmal einen Schrei herausbrachte. Kurz darauf machte er es wieder wett.

„Zu mir, zu mir!“ brüllte er wie verrückt seine Leibwache an. Sein Gesicht war vor Todesangst verzerrt. Er gestikuliert heftig, drehte sich nach links und rechts, bückte sich und sprang auf. Vergebens. Miliduch näherte sich unaufhaltsam. Einen Augenblick lang kreuzten sich ihre Blicke. Während aus Karls Augen die vollkommene Verzweiflung schaute, hackten sich Miliduchs Augen in ihn ein, wie das Schwert in einen Richtblock. Da haben schon die nah stehenden Anführer ihre Leute zur Hilfe geschickt. Sie pressten sich vor den Karl hin und obwohl sie gleich darauf von Miliduchs Gefolgschaft niedergeschlagen wurden, wurde ihr Vormarsch dadurch langsamer. Es liefen weitere Verstärkungstruppen an; auf der sorbischen Seite begannen sie dagegen zu fehlen. Miliduch blutete aus vielen Wunden. Er nahm es kaum wahr. Weiter stürzte er sich

furchtlos in den Wald der Spieße und Schwerte und schnitt aus ihm weitere Streifen ab. Auf der linken Seite kämpfte Boschetech, der sich ihm beim Durchbruch anschloss. Er kämpfte wütend und kühl, gut überlegt und erbarmungslos – eine pure Verkörperung des Schwarzgottes. Wenek, der an seiner rechten Seite kämpfte, nahm Miliduch kurz vor dem Angriff auf seinen eigenen Wunsch mit.

„Wie stimmt das damit überein, worüber du predigst?“ fragte er ihn.

„Im Kloster habe ich mir oftmals den Kopf darüber zerbrochen, wozu der Christus das Schwert braucht. Verstanden habe ich das erst hier“, antwortete der Mönch.

Nicht lange darauf bezeugte er, dass er mit der Waffe genauso gut umgehen kann, wie mit dem Stichel. Er erschlug seine Glaubensgenossen um so wirksamer, je mehr er sie in Staunen versetzte, als sie das Christuszeichen an seiner Brust bemerkten. Das Herz der Schlagtruppe des Miliduchs bildeten die Budissiner Männer samt dem alten Koschnak. Er hatte nicht vor, nach seinen eigenen Worten, im Bett auf den Tod warten.

„Da tanze ich lieber noch mit dem Sennenmann ein bisschen“, rief er.

Er schlug sich bis zum letzten Atemzug. Als der Feind ihn mit einer Lanze durchstach, schaffte er noch mit bloßen Händen, seinen Mörder zu erwürgen.

Die fränkischen Kräfte verloren ihre Führung. Die vorderen Reihen wichen zu Karl an die Saale zurück, während die hinteren sich wegen Platzmangels seitlich über Miliduch und seine Männer drängten. Nach einer Weile unterbrachen sie die schmale Brücke, die dem Herzog Unterstützung brachte. Miliduchs Truppe wurde eingekesselt.

Plötzlich erklang vom Hügel her ein wildes Geschrei. Die kämpfenden Seiten ließen für einen Augenblick im

Kampf nach - die Sorben in der Vermutung, dass Karls Hilfstruppe antraf, die Franken in der Befürchtung, dass es sich um eine sorbische Stärkung handelt. Recht hatten die zweiten - aus dem Wald am Ufer stürzten Kämpfer los, von einem mächtigen Mann geführt. Gleich darauf vordoppelte sich das Geschrei auch um die sorbischen Stimmen.

„Böhmen! Böhmen!“

Durch das mächtige slawische Geschrei ermutigt spuckte der Wald weitere und weitere Truppen der bärtigen Männer mit kurz geschnittenen Haaren aus, damit sie im dichten Gebüsch nicht hängen bleiben. Sie wurden von den Sorben begeistert begrüßt. Die verspäteten Streitkräfte unter der Führung des Kresomysls griffen sofort in den Kampf ein. Einen Teil der kaiserlichen Truppen drängten sie in den Fluss zurück, wo die schweren eisernen Rüstungen sie unter das Wasser drückten, ein Teil zog sich zu den Ufersümpfen zurück. Karl selbst schiffte ans andere Ufer zurück.

Die Ankunft der Böhmen bemerkte auch Miliduch. Er hob sein Schwert zum Gruß und lachte heiser und sieghaft. Das wurde ihm zum Verhängnis. Einer der Kämpfer Karls nützte seine Unachtsamkeit aus und stach ihn mit der Lanze in den Hals. Aus der Wunde spritzte Blut heraus und der Herzog stürzte zur Erde.

Die Nachricht über Miliduchs Tod verbreitete sich schnell. Sie fiel auf seine Leute wie schwere Steine. Der Tod des Heerführers bedeutete das Ende des Kampfes und die Niederlage seiner Leute. Aber die böhmischen Truppen, von den Slitschanen unterstützt, wollten den Kampf nicht aufgeben. Der wortkarge Wladan, der Lech aus Kaurzim, trieb von der einen Seite die Franken zu einem Haufen zusammen, von der anderen Seite metzelten sie Kresomysls Leute nieder. Die erschöpften Sorben

unterstützen diesen Ausgriff nur leidend; sie schlossen die Fluchtwege ab und hinderten die Franken an der Flucht aus der erdrückenden Einschließung. Schließlich, auf Veranlassung Jawors, der nach Miliduch die Führung übernahm, hörten auch die Verbündeten zu kämpfen auf.

Seine Entscheidung war vernünftig. Die sorbischen Kräfte zählten kaum ein Drittel des Urzustandes. Die Kämpfer, die das grausame Gemetzel überlebten, brauchten Erholung und Pflege. Kein Mann blieb unverletzt. Jawor hoffte auch, dass es durch die Waffenruhe gelingt, Miliduch zu retten. Er glaubte nicht daran, dass er tot ist, er dachte, er sei nur verletzt.

Zum Fluss wurden Karls Bevollmächtigte geschickt. Die Verhandlung verlief schnell – Jawor war mit der Entlassung der restlichen gefangenen fränkischen Truppen einverstanden, als Gegenleistung sollten Miliduch und seine Mitkämpfer freigelassen werden. Nach der Beratung mit den anderen Vormännern stimmte er auch den Zahlungen als Gegenleistung für den Frieden zu. Das Land musste sich erholen, es war jetzt keinem weiteren fränkischen Ansturm gewachsen, die Franken konnten bald ein neues Heer aufstellen.

Kurz nach der Einigung begannen sich die Reste der kaiserlichen Truppen einzuschiffen. Einige überlasteten Flöße kippten um – niemand versuchte, die Ertrinkenden zu retten. Alle wollten so schnell wie möglich aus dem Zugriff des Feindes fliehen. Auf die Hilfstruppen zu warten, die von Borno aus kommen sollten, würde sich nicht lohnen. Aus einiger Entfernung schaute der junge Karl zu. Seine Bedrücktheit wurde durch das Geschrei des Gegners noch verstärkt, der trotz der Absprache ab und zu den Franken hinterher einen Pfeil schickte. Nachdem sich die Reste der schwer erschütterten Streitkräfte zusammengefunden

haben, marschierte man los. Ab und zu schaute sich Karl noch um, solange das schicksalhafte Ufer nicht verschwand.

„Was werde ich dem Vater sagen? Was für eine Nachricht kann ich ihm geben?“ Er wischte sich mit dem Ärmel die Augen ab und schaute den Bischof an, der ihn begleitete. „Schau doch, wie wenig Leute mir übrig blieb. Die meisten sind jetzt Krüppel.“

„Beruhige dich, Prinz“, sagte der Bischof. „Du wirst die Wahrheit sagen. Unser Ziel wurde erreicht, es ist uns gelungen, Miliduch zu töten, die sorbischen Kräfte sind gebrochen. Wir haben der heidnischen Schlange den Kopf abgehackt. Die Zeit wird zeigen, was wir alles erreicht haben. Jetzt haben wir den Weg nach Osten offen.“

„Hast du nicht das Gefühl, das diese Prügel genug war?“

Der Bischof schüttelte ein wenig den Kopf über seine Begriffsstutzigkeit.

„Wer spricht von einer Prügel? Denke doch nach - Miliduch stellte gegen uns alle sorbischen Kräfte auf. Sie kämpften tapfer, das muss man ihnen lassen. Unsere Kämpfer haben den Prügel verdient. Miliduch war einfach besser, und wir haben schwer bezahlt dafür.“ Karl zuckte auf, die Erinnerung war zu lebendig. „Eines hatte er aber nicht bedacht. Auch wenn er uns ganz geschlagen hätte, wir haben einfach mehr Menschen. An den Platz eines toten Kämpfers stellen wir zwei neue. In diesem jahrelangen Kampf werden zum Schluss wir gewinnen.“

„Glaube nicht daran. Wenn Miliduch nicht gefallen wäre, hätte er andere Verbündete für sich gewonnen. Heute die Böhmen, morgen die Lutizen mit den Abodriten, und, wer weiß, wen noch. Unter den Slawen gärt es. Du wirst sehen, dass es nicht lange dauern wird und sie werden einen neuen Herzog finden. Dem Reich wächst ein Gegengewicht heran.“



„Ich sage nicht, dass es gleich sein wird. Es braucht Zeit und eine ständige, ausdauernde Arbeit. Einige Herzöge kann man für sich gewinnen, die anderen erobern und die weiteren bezwingen.“ Das Gesicht des Bischofs verzog sich vor Verachtung. „Und was den misslungenen Heereszug angeht“, setzte er weiter fort, „die Geschichte wird bestimmt schon die richtigen Worte für die sorbische Niederlage finden. Ich selbst werde darüber wachen.“

„Niederlage...?“ begriff Karl immer noch nicht. Nur mit Mühe hatte er den Gedankenstrom seines klugen Ratgebers verfolgen können. Beiläufig berührte er das schöne Schmuckstück, das um seinen Hals hing.

„Fällt dir, mein teurer Freund, vielleicht eine andere Erklärung dafür ein, dass wir mit so wenig Soldaten zurückkehren?“

„Du hast recht“, lächelte der Königssohn, „wenn ich darüber so nachdenke, bringen wir dem Vater eigentlich eine hervorragende Nachricht.“ Er straffte sich im Sattel und spornte munter das Pferd an.

Die sorbischen Truppen blieben am Schlachtfeld. Die Männer versorgten ihre Wunden; später übernahmen das die Frauen aus Janitz, Warnenfeld und aus anderen Ortschaften. Eine bessere Arbeit war mit den gefallenen Franken zu erledigen – die Kämpfer zogen ihnen die wertvollen Rüstungen, die Ringelhemden und die Metallschützer herunter, sie freuten sich über die schönen Waffen, ziselirte Schilder und teuren Schmuck. Danach warfen sie die Toten ins Wasser oder überließen sie den wilden Tieren. Das galt nicht für die eigenen Toten – am Schlachtfeld wurden niedrige Stöße aus Kienholz gebaut, die mit Strauchholzkränzen umlegt waren. Die Verstorbenen bekamen ein Beutelchen mit Zauberkräutern an die Brust,

die sie trotz ihrer ganzen Zauberkraft nicht schützen konnten. Den größten Stoß hatte man Miliduch bereitet. Es war eine große Bestattung – man hatte den Herzog gewaschen, ihm ein neues Kleid angezogen und unter seine gekreuzten Hände den Rock von Radka gelegt, wie er sich es, sollte er sterben, wünschte. Die Stoßstellen der Holzscheite haben die Frauen mit abgeschnittenen Haaren und Blüten, als Ausdruck tiefster Trauer, umwunden. Dann setzten sie sich in weißen Kopftüchern an die Holzhaufen nieder, auf denen ihre Toten lagen, und verabschiedeten sich von ihnen herzerreißend. Sie ritzen sich mit scharfen Steinen das Gesicht und die Hände auf. Zu einigen Toten legte sich in das Feuergrab auch die Frau. Danach befahl Jawor, die Stöße anzuzünden.

Die Trauer erreichte ihren Höhepunkt. Das Klagegeschrei wurde lauter, währenddessen die Flammen an ihren Opfern zehrten. Die Leichenbrandstätte wurde vom dichten, erstickenden Rauch verhüllt. Die Trauernden zogen sich bis zum Hügel zurück, von wo aus Miliduch die Schlacht führte, und besetzten ihn wie ein Bienenschwarm. Das Weinen der Frauen und das schwere Schweigen der Männer erwies nicht nur die Ehre denjenigen, die umkamen. Alle stellten sich die Frage, was der Morgen bringen wird. Wer wird die Ruhe im Land sichern, wer wird ihre Streitereien richten, wer wird sie führen, wenn ein Feind sie angreift? Die Feuer flammten hoch, das harzige Holz brannte wie Zunder. Die Toten wurden langsam zu Rauch, Glut und Asche. Nur ihre Seelen entflohen – der sieghafte Herzog versammelte sie wieder und führte sie mit großem Ruhm zu den Vorfahren zurück. So erzählten die Frauen an den Abenden den verwaisten Kindern, so lauschten den Liedern die gerührten Sorben.

*Es endete heut, der große Kampf,  
der Miltsch stellte sich dem Frank,  
frei blieb aber unser Vaterland,  
wo er nun ruhmvoll die Ruhe fand.*

Die Zungen der Flammen wurden kürzer und zogen sich allmählich in die Erde zurück, aus der sie so wild heraus-schlugen. Als ob sie in einem Kurzlauf die Leben der Männer nachahmten und zusammen mit dem Wind ihnen in die Ewigkeit halfen. Am Morgen wurden die Reste der nicht verbrannten Knochen und die Asche, zusammen mit den persönlichen Sachen und Abschiedsgeschenken in Tongefäße gelegt, die dann unter kleinen Grabhügeln zugeschüttet wurden und mit einer Brüstung versehen. Es folgte eine Begräbnisfeier, bei der als ob das Leben vom Tod nur durch eine dünne Wand getrennt wäre. Nach der Beendigung der Totenfeier kam der Abschied. Die Sorben umarmten die Böhmen und Slitschanen, dankten ihnen für die Hilfe, es wurden Schwüre auf ewiges Bündnis und Unterstützung abgelegt.

So, wie vor einem Jahr setzte man sich im Lande der Glomatschen auch jetzt zur Beratung zusammen. Je nach den Kampfverdiensten wählte man direkt im Lager anstelle der Gefallenen, die keine Blutsverwandten hatten, die nach ihnen die Herrschaft antreten könnten, neue Herzöge und Ortsvorsteher. Das ging nicht ohne den üblichen Streit, denn viele wollten an der Spitze stehen. Es gärte auch innerhalb der Stämme; Brüder, Söhne, Onkel und Neffen - jeder fühlte sich berufen, die Herrschaft nach dem Verstorbenen zu übernehmen. Manchmal spitzten sich die Streitereien so zu, dass der Herzog Jawor eingreifen musste. An die Spitze der Milzener wurde des Herzogs Vetter Wortsch gewählt - er kämpfte in seiner Truppe und war einer

der wenigen Verwandten, die die blutige Schlacht überlebten. Ein neuer Herrscher wurde nicht gewählt – Jawor und Woratsch bewarben sich um das Amt nicht, weil, wie sie sich äußerten, sie ihre Felder lieber hatten. Und Schitnik, der am meisten in Betracht kam, war krank und starb später an den Folgen seiner Verletzungen. Einen geeigneten Mann unter sich zu finden, gelang nicht einmal den westlichen Sorben. Zum Schluss der Unterredung trat der Jawor noch mal vor. Er sprach mit Mühe und unterbrach seine Rede oft.

„Brüder. Ich spreche euch so an, wie euch unser lieber Miltsh angeredet hat. In seinem Namen wünsche ich mir für uns alle, dass wir einig bleiben, wie zu seinen Lebzeiten. Aber das sage ich euch. Wir haben die Franken weggejagt, wir haben viele getötet, sie geben uns jetzt eine Weile Ruhe. Wozu brauchen wir dann einen Herzog? Wenn es nötig sein wird, werden wir in den Kampf ziehen, wie zu alten Zeiten. Ich werde ich euch gerne führen. Aber wenn Frieden ist, wozu brauchen wir dann einen Herzog? Zu nichts. Wir kommen auch alleine zurecht. Darin sind wir besser als die Franken, die nur einen Gott und nur einen Herrn haben. Wir haben ihrer mehrere. Und so bleibt es auch.“

Die Männer nickten ihm zu, schwiegen, schüttelten die Köpfe. Laut sagte niemand etwas. Plötzlich erhob sich unter ihnen eine blasse Gestalt mit verbundenem Gesicht. Das war Wenek. Seine Wange war von einem fränkischen Schwert aufgeschlitzt. Er verlor auch ein Auge. Er sprach mit lautem Flüstern, da ihm das Sprechen Schmerzen verursachte.

„Leibbrüder, so geht es nicht. Der Karl wird uns die Niederlage niemals verzeihen. Wenn wir uns erfolgreich verteidigen wollen, müssen wir uns einen neuen Herzog wählen. Jemanden, der uns führen und immer schützen wird.“

„Was hat er gesagt?“ ging von Mund zu Mund. Die Köpfe, die am nächsten waren, neigten sich ab und gaben Weneks Worte weiter. Danach rief jemand aus:

„Es lebe hoch unser Herrscher Wenek!“ Einige Stimmen schlossen sich an. Die anderen, die den Mönch bisher noch nicht kannten, fragten, wessen Sohn er sei, von wo er herkäme und warum er das Kreuz am Hals hängen habe. Dann ergriff Woratsch wieder das Wort.

„Einen neuen Herzog kann nur die regelrechte Versammlung wählen. Es bleibt nur die Frage, wie schon hier Jawor gesagt hat, ob wir überhaupt einen brauchen. Und du, Wenek, du wirst auch noch so einiges erklären müssen. Wie es mit dem Gift war, zum Beispiel. Du hast den Franken gut geschlagen, das nimmt dir keiner weg. Aber das taten wir ja auch. Habe ich nicht Recht?“

Aus dem Lager riefen dann viele Stimmen:

„So ist's!“ Woratsch zückte das Schwert, schwang es über seinem Kopf und lächelte siegessicher Wenek zu. „So, jetzt lass uns alle nach Hause gehen, sodass von unserem Ruhm das ganze Land spricht!“ Wenek setzte doch noch die Wahl eines neuen Herzogs durch. Sie wurde auf das Jahresende angesetzt. Dann ging man auseinander.



## FLÜCHTLINGE

Der Heimweg verlief oft nicht fröhlich. In viele Dörfer kehrten anstatt Dutzenden von Männern nur zwei oder drei zurück. Denen, die die Schlacht überlebten, raubte die allgemeine Trauer auch das kleinste Anzeichen der Freude von der Seele weg. Sie mussten immer wieder erzählen, wie heldenhaft der oder jener kämpfte, wie viele Franken er tötete, bevor auch ihn der Tod ereilte. Sie zeigten, wie auch sie selbst von der Schlacht gezeichnet waren – sie kehrten

ohne Finger, Arme, Beine oder Augen zurück, das Fieber von den entzündeten Wunden verzehrte sie. Der beste Zuhörer war nur die Jugend – die Taten der Väter berührten vor ihren begeisterten Blicken fast den Himmel und sie strebten danach, es den berühmten Vorfahren gleichzutun. Aber die Beschwerlichkeiten, die der Krieg nach sich zog, die sollten erst kommen. Sie kamen hauptsächlich von den Feldern. Anstatt der starken Männer mussten Kinder die Ernte nach Hause bringen, die Frauen fielen ermüdet hinter den Pflügen, unfähig, die Kraft der Zugtiere zu beherrschen. Der Hauswirt fehlte bei jeder Arbeit. Trotzdem gelang es, alles einzuernten, die Getreidekammern zu füllen und den größten Teil der Felder zu beackern. Zwei oder drei Jahre, und es wird wieder gut sein, so trösteten sich die Menschen gegenseitig. Die Jugend wird erwachsen, übernimmt die väterlichen Aufgaben, die Enkelkinder kommen und erfreuen die abgearbeiteten Frauen. Sie werden in ihnen das Antlitz derjenigen suchen, die sie nicht mehr umarmen und den von der Sehnsucht tränenfeuchten Schoß nicht füllen können. Ja, es wird wieder gut sein, weil es sein muss. Auch in der Natur dauert ein Unwetter keine Ewigkeit.

Ähnlich sah es in Budissin aus.

„Wir haben gewonnen!“ rief Woratsch bei der Ankunft.

„Hurra!“ riefen einige Jungen, während die Erwachsenen ungläubig auf seine erbärmliche Begleitung starrten. Ludka warf sich Wenek an den Hals, glücklich, dass das Schicksal ihn verschonte. Die anderen Kämpfer wurden zum Teil in ihre Häuser getragen, treu von denen gefolgt, die über die letzten Stunden ihrer liebsten etwas erfahren wollten. Radka stand abseits – auch in der tiefen Trauer bezwingend schön. Das Leid vertiefte ihre Augen, das weiße Tuch, zum Zeichen der Trauer angelegt, rutschte ihr in

den Nacken herunter. Sie erfuhr von Miliduchs Tod von den Wanderern und auch von den bösen Zeichen – am Tag der Schlacht fiel im Haus eine Götterstatue herunter, und vor der Tür lag ein toter Vogel. Heute dachte kaum jemand an seinen Herzog. Die Aufmerksamkeit zogen die Lebenden und Woratsch, der neue Herrscher, an sich. Radka blickte auf den Vetter ihres Mannes mit Sorge – er war zwar ein guter Landwirt, aber ein schlechter Herr. Wie oft nur musste der Miltsch das Gesinde vor ihm schützen. Mit dem Tod des Herzogs waren die guten Tage vorüber.

Von hinten sprach sie Wschemir an. Radka drehte sich zu ihm um und brach in leisem Weinen aus.

„Miliduch fehlt mir hier.“

Der Schmied fasste sie an den Schultern und antwortete besänftigend: „Weine nicht, er ist doch immer noch hier. Schau auf den Himmel, kannst du ihn dort nicht sehen? Oder höre den Blättern auf den Bäumen zu, ist das denn nicht auch seine Stimme?“

Radka schaute geistesabwesend auf – und wirklich kam es ihr vor, als ob sie ihren Mann erblickte; er lächelte freundlich, die Hände frei herunter hängend und anstatt der Beine ruhte sein Körper auf einem Zipfel, wie es bei den Geistern so ist. Der leichte Wind brachte seinen letzten Wunsch: Sollte ich nicht zurückkommen, nimm die Kinder und flieh!

„Wann fahren wir los?“ fragte sie.

Wschemir zuckte verwundert mit den Schultern. „So auf die Schnelle? Wann du willst. Ich habe doch das Versprechen gegeben. Und es war gar nicht schwer.“

„Heute noch“, antwortete Radka.

Am Abend machte sie sich zu Wenek auf. Er lag auf der Bank, die mit Schafsfellen bedeckt war. Ludka versorgte gerade seine aufgeschlitzte Wange; sie bestrich sie mit



einer Heilsalbe. Radka trat an sie heran, streichelte über Weneks Arm und sagte:

„Ich komme, um mich zu verabschieden.“ Ludka schüttelte den Kopf.

„Wohin solltest du hingehen? Bleibe hier. Hier kann dir nichts geschehen!“

„Es geht nicht, meine Liebe, ich kann einfach nicht bleiben. Schemek wird mich begleiten. Frage nicht, wohin ich gehe“, lehnte sie eine weitere Frage ab und drehte sich zum Wenek.

„Ich kam, um dich zu fragen, wie Miliduch gestorben ist. Kannst du sprechen?“ Wenek nickte ihr zu und mit der Hand hielt er sich den Verband. In der Wange zuckte es schmerzhaft. Dann begann er langsam zu sprechen. Es war schon fast Mitternacht, als er endete. Radka wischte sich die Augen, ließ alle anderen grüßen, umarmte das Paar innig und trat aus der Tür hinaus. Draußen brannten die Feuer, es wurde über den unerhörten Sieg über die Franken, über die Tapferkeit der Milzener und ihres Herzogs gesprochen. Und wie es sich bei jeder festlichen Angelegenheit gehört, wurde gespielt, gegessen, getrunken, getanzt. Wer würde sich heute darüber Sorgen machen, was morgen wird? Man hatte den Feind geschlagen, ihn aus dem Land gejagt, soll er sich jetzt die Wunden lecken!

Radka schlüpfte ins Haus, wo Wschemir sie bereits erwartete. Sie betteten die schlafenden Kinder in die Reisetaschen und passierten unbeobachtet das offene Tor. Heute wachte niemand. Im Birkenhain oberhalb des Marktes warteten drei Pferde – zwei für die Reisenden und einer für das Gepäck. Wschemir half Radka hoch in den Sattel, auf ihr Pferd band er auch die Kindertaschen, und er selbst schwang sich auf das andere Pferd. Kurz danach verschwanden sie in der Dunkelheit.

Nicht mal einen Monat später floh auch Wenek mit Ludka. Woratsch, von der Macht und dem Honigwein gleichermaßen berauscht, führte neue Ordnungen ein. Weil er unter der gelichteten Verwandtschaft und dem Gesinde keinen Gegner fand, richtete er umso mehr seine Aufmerksamkeit auf Wenek. Zuerst verbot er ihm das Lehren, dann beschuldigte er ihn, dass er das schicksalhafte Aufeinanderprallen bei Warnenfeld verursachte und zuletzt klagte er ihn an, dass er die Schuld am Tod des Herzogs habe: Wer weiß, durch wessen Hand Miltsch überhaupt starb? Wer stand ihm am nächsten? Wieso hast du ihn nicht beschützt? – Schlimm war, dass auch die anderen begannen, sich von Wenek zurückzuziehen. Aus Angst, oder deshalb, weil sie den Verleumdungen Glauben schenkten. Es war nur eine Frage der Zeit, wann ihn der neue Herzog weggagt oder umbringt. Ähnlich litt auch Ludka, obwohl sie zum herrschenden Stamm gehörte. Als Frau musste sie sich dem Willen Woratschs fügen, und der lautete – Wenek zu verlassen. Er machte sogar einen anderen Bräutigam für sie ausfindig.

Der Winter kam in diesem Jahr früher als sonst. Die Fröste überraschten das Land und fesselten es mit eisigen Ketten. Alles wirkte starr, als ob die Natur plötzlich im Stehen gestorben wäre. Die Sonne strahlte ein merkwürdiges weißliches Zwielficht aus. Die abrupte Veränderung führte die Menschen wieder den Göttern zu. Die schwiegen aber. Die Heidepriester forderten zu neuen Opfern auf, damit den Stamm kein Verderben trifft.

Auch die Budissiner opferten. Einige Hähne, schwarze Böcke oder fetten Ochsen mussten sich auf den letzten Weg zum Schwarzgott aufmachen. Den Hauptpriester Boschetech, der zusammen mit Miliduch starb, löste Leschek ab, der Sohn

des Herzogs aus Löbau. Aber Opfer und Zauber halfen nichts. Im Westen tauchten neue Truppen Karls auf, unter der Führung zweier Paladinen. Wie vom Winde verstreut machten sie sich im ganzen Sorbenland breit, sie überfielen die Dörfer, zerstörten Burgen, plünderten und mordeten mit solcher Gründlichkeit, dass nach ihnen nur verbranntes Land blieb. Der Kaiser nützte die Situation voll aus und versetzte den geschwächten Sorben trotz ihrer Tributpflichtigkeit einen neuen Schlag. Er wollte in ihnen den Geist ihres Herzogs töten, den Geist, dem er sogar nach Miliduchs Tod nicht gewachsen war.

„Brennt die Wespennester aus und schont niemanden! Das verdammte Budissin soll dem Erdboden gleichgemacht werden, damit keiner mehr weiß, wo es stand.“ Besondere Befehle gab er, was die Familie Miliduchs betraf. „Lösch das ganze Geschlecht aus, von der Wiege an, damit kein neuer Führer gegen uns aufsteht. Dieses Blut wird geerbt!“

Die Befehle des Frankenherrschers wurden erfüllt. Wer nicht rechtzeitig in die Wälder flüchtete, überlebte nicht. Die Vorräte wurden geraubt oder vernichtet, die Haustiere geschlachtet oder vertrieben. Unzählige Siedlungen wurden verwüstet. Die größten Plagen trafen das Land der Milzener. Budissin wurde von einem mehr als hundertköpfigem Heer belagert. Es wurde nur von einer Handvoll Männer verteidigt, weil die meisten Bewohner flohen – vor den Franken, aber auch vor dem Herzog Woratsch, aus dem ein Tyrann geworden war. Zwei Tage lang haben die Kämpfer die Festungsmauern gestürmt, bis es ihnen am dritten Tag gelang, das Tor zu durchbrechen und in einem wütenden Gemetzel die Besatzung zu erschlagen. Von den Restlichen versuchten sie zu erfahren, wohin Radka mit ihren Kindern verschwunden war. Trotz des Folterns und angebotenen hohen Belohnungen war die Antwort bei

allen dieselbe - Miliduchs Frau ist zusammen mit ihren Söhnen weggegangen, Ziel unbekannt.

Bevor das Heer wieder abzog, wurden die Festungsmauern niedergerissen und Budissin wurde angezündet. Worratschs Kopf wurde auf einen Pflock gespießt, den man in den Erdwall gleich neben das Haupttor rammt. So erfüllte sich die Prophezeiung der alten Drude:

„Alles hat seine Zeit. Einmal wirst du aus den Budissiner Wällen schauen.“

Danach wandten sich die Franken Richtung Süden und weiter Richtung Osten. Hier stoßen sie aber auf einen harten Widerstand. Am Ort, den man Ostritz nennt, schlug ein Herzog mit einer Narbe im Gesicht die Soldaten Karls in der entscheidenden Schlacht nieder. Die unzähligen Flüchtlinge, die vor den kaiserlichen Truppen geflohen waren, säuberten dann das ganze Land von ihnen. Und wieder versank der sorbische Pflug im Boden, wieder erhob das Volk seine Stimme. An den langen Abenden erzählte man dann von dem heldenhaften Herzog und von seinem berühmten Vorgänger Miliduch, der zusammen mit seinen Kämpfern in der Burg Drohmburg ruht und wenn die schlimmste Zeit für das Volk kommt, fährt er hinaus und rettet das Land. Auch der neue Herzog dachte an ihn, als er durch das befreite sorbische Land ritt. Nur kaum jemand erkannte Wenek in ihm, den ehemals glühenden und begeisterten Mönch und treuen Freund Miliduchs. Nur als er zusammen mit Ludka an das Tor in Grat klopfte und Radka und Wschemir umarmte, oder als die beiden sie in Biesnitz besuchten, wo Wenek und Ludka nach den Kämpfen Zuflucht fanden. Dann nahmen die Erinnerungen kein Ende, weil sie sich immer um Miliduch drehten und immer so rührend und lebendig waren, als wäre der Herzog nie weggegangen.



## KOMMENTAR:

deutsch / sorbisch

Die Abodriten / Abotriten / Obotriten / Obodriten / Obodritojo / - Ein westslawischer Stammesverband, auf dem Gebiet des heutigen Mecklenburg und Holstein angesiedelt. Die Burgsiedlung der Abodriten war Lübeck. Der Name wird abgeleitet von „obodr“ (=sehr wachsam).

Alkuin (735- 804), mit Beinamen Flaccus, ein angelsächsischer Mönch, Lehrer und wichtigster Berater Karls des Großen.

Badenfest / kupalo - Ein slawisches Fest, das am Sommeranfang gefeiert wurde.

Benedikt, Heiliger von Nursia - Ein katholischer Mönch (ca.483 - ca.543), Gründer des westlichen Mönchtums, Gründer des Ordens des heiligen Benedikts und des Klosters Monte Casino.

Bernburg / Borno - Eine Stadt an der Saale in der Mitte Sachsen-Anhalts, benannt nach dem altsorbischen Wort für Sumpf, Moor (=Stelle von Sumpf umgeben).

die Besunzener / Bjezuncenjo - Ein westslawischer Stamm, in der Umgebung von Görlitz angesiedelt und im Osten bis zum Fluss Queis. Die Besunzener waren wahrscheinlich bereits zwischen 850/900 und 1071 in dem Stamm der Milzener aufgegangen.

Biesnitz / Businc / Bežnica - Ein Stadtteil von Görlitz. Ursprünglich die Hauptburg der Besunzener.

Bobbin / Babin - Eine Ortschaft im Osten der Insel Rügen. Abgeleitet wahrscheinlich von slaw. baba (=altes Weib, Großmutter). Dort, wo die älteste christliche Kirche auf Rügen steht, stand früher ein Tempel, der der slawischen Göttin „Bába“ geweiht war.

die Bobraner / Pobarane / Bobrzanie / Obrzanie / Bóbrenjo - Ein slawischer Stamm, abgeleitet vom slawischen Wort für „Biber“. Er war am Fluss Bobr angesiedelt, einem linksseitigen Zufluss der Oder im Südwesten des heutigen Polens.

Boschetech / Božetech - Ein sorbischer Männername (=Treu-gott), verkürzt Boschek

Bresan / Brězan - Ein sorbischer Männername, abgeleitet von dem slawischen Wort für „Birke“ (=Birkenmann).

- Budissin = Bautzen / Budyšin, deutsche Schreibweise bis 1868 war Budissin, heute Kreisstadt und Zentrum der Oberlausitz.
- Budysch / Budyš - Ein sorbischer Männername, von ihm wurde der Name der Stadt Budyšin / Bautzen abgeleitet.
- Canburg / Kanina - Eine slawische Burg und Ortschaft im Kreis Melník in Böhmen, die in der Frankenchronik im Zusammenhang mit dem Jahr 805 und dem erfolglosen Zug des Karls dem Großen nach Böhmen steht. Die Historiker vermuten, dass es sich um Hradsko bei Mšeno handelt.
- die Coledici / Koledicojo - Ein slawischer Stamm, an der Elster ansässig.
- die Chutici / Chuticojo - Ein slawischer Stamm, in der Umgebung von Altenburg / Starohrod ansässig.
- die Dedosans / Dadosesani / Dziadostanie / Dzedošenko - Ein slawischer Stamm, abgeleitet von dem Wort für „die Alten, Vorfahren“.
- Diwok / Diwok - Ein sorbischer Männername, abgeleitet von „wild“ (=wilder Mann).
- Dominus tecum (lat.) - Gott mit dir.
- Dudlebi / Dudlebojo - Ein Dorf in Südböhmen (Doudleby), nach dem Stamm der Dulebi / Dudlebi benannt, der zerstreut auf dem slawischen Gebiet lebte (Südböhmen, Kärnten, Panonien, Ukraine).
- die Drewaner / Drewani / Drjewjenjo - Ein slawischer Stamm, abgeleitet von „Wald“ (=Waldleute). Er lebte am Unterlauf der Elbe und gehörte zu den Abodriten. Zeitgenössische deutsche Quellen sprechen vom Land der „Drevener“ (auch „Drawänen“, „Drevanen“ oder „Drewjanen“).
- Drohberg / Lubin - Ein Berg unweit von Bautzen. Der Sage nach schlafen im Berg die sieben sorbischen Könige, die auf ihren Pferden und mit Schwert in den Händen losfahren werden, wenn die schlimmste Zeit für das Land kommt.
- Elster (Weiße) / Swraka - Ein Fluss in Deutschland, rechtsseitiger Zufluss der Saale. Der Name ist abgeleitet von der indogermanischen Grundform Al-astra oder Al-istra (=fließen, strömen).
- Gera / Góra - Gera ist eine Stadt an der Weißen Elster im Osten Thüringens. Der Name bezeichnete ursprünglich den Abschnitt des Elstertals, wo sich heute die Stadt befindet.

- Er entstand vermutlich schon vor der Völkerwanderungszeit und wurde von den seit dem 8. Jahrhundert ansässigen Slawen übernommen.
- Germigny-des-Pres - Eine Stadt in Frankreich, bekannt durch das Mosaik, das aus den kostbaren Resten des karolingischen Mosaik zusammengesetzt wurde. Es zierte die Apside der Kirche, die am Anfang des 9. Jahrhunderts vom wichtigsten Vertreter der karolingischen Renaissance, dem Bischof Theodulf, errichtet wurde.
- die Glomatschen / Glomacojo / Glomacenko - Ein slawischer Stamm, abgeleitet wahrscheinlich von dem altslawischen Wort „galma / glama“ (=steiniges Gebirge, großer Felsen). Ein Städtchen und Burg bei Meißen trägt bis heute den verdeutschten Namen Lommatsch. Siehe auch Lemuzen.
- Golubatz / Golubac - Ein slawischer Männername, abgeleitet von „Taub“ (=golub).
- Grottau / Grat / Gród - Eine tschechische Stadt / Hrádek nad Nisou, die an der Grenze zu Deutschland und Polen liegt.
- Heidepriester - Bei den alten Slawen erfüllte er die Aufgabe des Vermittlers zwischen dem Menschen und den übernatürlichen Kräften. Er führte Gottesdienste (Opfer, Gebete), Zauberhandlungen, Voraussagungen u.ä. durch.
- Heiliger Bonifatius - (ca. 675 -755), einer der wichtigsten Missionare und Kirchenreformer im Frankenreich, wird seit der Reformation von der katholischen Kirche als „Apostel der Deutschen“ bezeichnet.
- Hiwiter - Die Hiwiter sind ein im Alten Testament der Bibel erwähnter Stamm in Kanaan.
- Jawor / Jawor - Ein slawischer Männername, abgeleitet von „Ahorn“ (=javor).
- Jena / Janice - Wahrscheinlich die heutige Stadt Jena, an der Saale gelegen.
- Joshua - Jüdischer Prophet, Nachfolger von Moses, Eroberer von Jericho in Palästina.
- Karl / Korla - (772/773- 811) Sohn Karls des Großen. Er stand an der Spitze der beiden Eroberungszüge gegen die Sorben und andere slawische Stämme.
- Karl der Große / Korla Wulki - (748- 814), König des Fränkischen Reiches und ab 800 römischer Kaiser. Den Beinamen „der Große“ erhielt er bereits zu seinen Lebzeiten.



- Kaurzim / Kourim - Eine Kleinstadt in Mittelböhmen, gilt als eine der ältesten Städte Böhmens. Sie war das Zentrum des Stammes der Slitschanen.
- Koschnak / Kožnak - Ein slawischer Männername, abgeleitet von „Leder“ (=Ledermann).
- Kresomysl - Ein slawischer Männername, abgeleitet von „Leder“ (=Ledermann). Nach dem Tod des Premysl des Pflügers kamen 7 weitere Herrscher an die Reihe: der Kresomysl war der fünfte.
- Krch / Krch - Ein slawischer Männername (=Mann kleiner Gestalt).
- Krut / Krut - Ein slawischer Männername (=Mann, der sich windet).
- Leipzig / Lipsk - Eine Stadt im Nordwesten des Freistaates Sachsen und mit über 510.000 Einwohnern die bevölkerungsreichste Stadt der neuen Bundesländer, außer Berlin. Abgeleitet von „Linde“ (=lipa).
- die Lemuzen / Lemuzojo - Wahrscheinlich nur eine Modifikation des Namens des sorbischen Stammes der Glomatschen. Von den Lemuzen sollte der tschechische Fürst Premysl der Pflüger stammen.
- Limes sorabicus - Er bezeichnet eine Grenzzone zwischen dem Fränkischen Reich und den östlich davon angesiedelten Sorben, die spätestens um die Mitte des 9. Jahrhunderts geschaffen worden war und am Ende des 9. Jahrhunderts ihre Bedeutung wieder verloren hatte. Die genaue Lage und Ausdehnung der „Sorbenmark“ wird in den Quellen nicht genannt und ist deshalb in der Forschung immer noch sehr umstritten.
- Liubusua / Ljubuša - Laut Urkundenbeweis eine unlängst entdeckte Burg der Glomatschen - Lommatsch, die sich bei dem Dorf Löbsal befindet, auf einem hohem Riff direkt über der Elbe, etwa 12 Kilometer nördlich von Meißen.
- Löbau / Lubij - Eine kleine Stadt in der Oberlausitz. Der Name stammt aus dem Sorbischen, die Bedeutung ist jedoch nicht gesichert.
- die Lowens / Loweni - Ein slawischer Stamm, abgeleitet vom slawischen Wort für „Jagd“ (=lov).
- die Luzener / Lucenjo - Ein slawischer Stamm in Nordböhmen angesiedelt, bei der Stadt Žatec (deutsch Saaz). Laut der Chronik von Kosmas waren sie Gegner der Tschechen.

- Ludka / Ludka - Ein slawischer Frauenname (=Mädchen, das andere Leute liebt).
- die Lusizi / Lužicenjo - Ein westslawischer Stamm im Gebiet der heutigen Niederlausitz angesiedelt.
- Lutognew / Lutogněw - Ein slawischer Männername (=zorniger Mensch).
- die Lutizen / Lutitzen / Luticojo - Ein loser Verbund einiger nordwestslawischer Stämme, welche im Mittelalter den Südosten des heutigen Mecklenburg-Vorpommern und den Norden des heutigen Brandenburg bevölkerten.
- Miliduch / Miliduch / Ludoch - Ein slawischer Männername, verkürzt Miltsch, übersetzt „lieber Geist“. Wird im Jahre 806 im Zusammenhang mit der Schlacht gegen Karl den Großen als höchster sorbischer Herzog, der alle anderen sorbischen Vormänner vereinigte, erwähnt.
- die Milzener / Milčenzo - Ein slawischer Stamm in der Umgebung von Bautzen und Kamenz in der Oberlausitz angesiedelt.
- Mlynek - Ein slawischer Männername, abgeleitet von „Mühle“.
- Mojba - Ein slawischer Gott, dessen Tempel auf der heutigen Ruine der Burg Oybin im Landkreis Löbau-Zittau stand.
- Mokosch / Mokoš - Eine slawische Göttin, Mutter des Landes, des Heimes, Beschützerin der Schafe und des Spinnens.
- Monete - Eine volkstümliche Bezeichnung für Geld, Geldstück.
- Morana / Marzana - Eine Göttin der Nacht, des Winters, des Schlafes, des Todes und später der Pest. Im Frühling wurde eine Strohuppe in zerrissene Frauenkleider gekleidet und diese sogenannte Wintermorana unter Gesang zum Fluss getragen: Wir tragen den Tod aus dem Dorf und bringen den Sommer hinein. Wenn kein Fluss in der Nähe war, wurde die Puppe verbrannt, dazu wurden feierliche Lieder angestimmt.
- Mrzena - Ein slawischer Frauenname, von dem Wort „mürisch“ (=mrzut) abgeleitet.
- Nec scire fas est omnia - Und wir dürfen nicht mal alles wissen.
- Neklan - Ein legendärer böhmischer Herrscher aus der vorchristlichen Ahnenreihe der Premysliden.

- die Nischani / Niženjo - Ein slawischer Stamm, bei Meißen angesiedelt, abgeleitet von dem slawischen Wort für das Tiefland (=Leute aus dem Tiefland).
- Ostritz / Wostrowc - Eine Stadt im Südosten von Sachsen. Sie gehört zur Oberlausitz und liegt am westlichen Neißeufer, direkt an der Grenze zu Polen.
- Paladin / paladin - Ein mit besonderer Würde ausgestatteter Adliger, meist ein Ritter.
- Perun / Pjerun - Gott des Sturmes, Donners und Blitzes, der Kriegsgott.
- Premysl der Pflüger - Der mythische Stammvater des böhmischen Herrscherhauses der Premysliden. Er soll ein Angehöriger des Stammes der Lemuzen gewesen sein.
- die Pschowanen / Pšowjenjo - Ein slawischer Stamm, in der Umgebung von Mělník in Böhmen angesiedelt. Abgeleitet von dem slawischen Wort pše (=Weizen, Leute, die Weizen anbauen).
- Radka - Ein slawischer Frauenname, abgeleitet von „rad“ (=lieb, liebe Frau).
- Rugier - Abt des Klosters in Fulda am Anfang des 9. Jahrhunderts.
- Saale / Solava / Źulawa - Ein linksseitiger Zufluss der Elbe. Abgeleitet wird der Name wohl von den Salzquellen (=Sole, Suhl) in der Nähe von Halle.
- die Sahoraci / Zahoráci - Ein slawischer Stamm, der Name wird von dem slawischen Wort „hora“ (=Berg) abgeleitet, bedeutet so viel wie die „Leute, die hinter den Bergen leben“.
- Schelen / Źelen - Ein slawischer Männername, von dem Wort „grün“ abgeleitet (=zelena).
- Semil / Semel - Ein slawischer Männername, hier ein sorbischer Fürst, der Vorgänger von Miliduch.
- Schitnik / Źitnik - Ein slawischer Männername (=Mann, der Roggen anbaut).
- Schwarzgott / Čornobóh - Der slawische Gott der bösen Kräfte, dem man Opfer brachte, um Unglück und Tod abzuwehren. Sein Tempel lag auf dem Berg bei Löbau / Lubij. Dem Weißgott war der gegenüberliegende Berg geweiht.
- die Slitschanen / Zličenko - Ein slawischer Stamm, ihr Siedlungsmittelpunkt war die mittelböhmische Stadt Kouřim, siehe auch Kaurzim.

die Sorben / Serbja / Serby - Lat. Surbi, Surabi bzw. Sorabi, auch Wenden. Ein westslawischer Stamm, der in Deutschland als nationale Minderheit anerkannt ist. Die Heimat der Sorben ist die Ober- und Niederlausitz in Sachsen und Brandenburg. Aus dem Osten (Schlesien) und dem Süden (Böhmen) kommend besiedelten slawische Stämme im 6. Jahrhundert die Gebiete zwischen Neiße und Saale, dem Erzgebirgsvorland und dem Fläming. Im 9. Jahrhundert gerieten sie zunehmend in die Abhängigkeit des (ost) fränkischen Reiches.

Spree / Sprjewja - Ein linker Nebenfluss der Havel in der Niederlausitz.

die Sprewanen / Sprjewjenjo - Ein slawischer Stamm in der Nähe des Flusses Spree in der Niederlausitz angesiedelt.

Swarog - Slawischer Gott des himmlischen Feuers, Sonnengott, Schöpfer aller Dinge. Gehört zur älteren Göttergeneration. Der Name geht auf das indogermanische „svar“ (=Licht, Lichtfinder, strahlender Himmel) zurück.

Theodulf - (750/60- 821) Theodulf von Orléans, ein westgotischer Gelehrter und Dichter, Berater Karls des Großen, Bischof von Orléans und Abt von Fleury.

Tornau - Eine kleine Gemeinde beim heutigen Halle.

Trocha - Ein slawischer Männername, abgeleitet von dem Wort „bisschen“ (=trocha).

Warnenfeld / Goworno - In der Nähe der Stadt Hwernarsfeld / Werinofeld / Hwerenofelda bei Gera fand die Schlacht Miliduchs gegen Karl den Großen statt.

Weißes Tuch / bele rubiško - Bei den alten Slawen trug man die Farbe Weiß zum Zeichen der Trauer.

Weißgott / Bělobóh / Běly bóh - Gott der Güte, der eine gute Ernte und Erfolg in allen Unternehmungen sicherte. Es wurde ihm ein Berg in der Nähe von Löbau in der Oberlausitz geweiht. Siehe auch das Stichwort Schwarzgott.

Weles / Weles - Slawischer Gott der Herde, des Viehs, geschätzt wegen seiner fruchtbaren Kraft. Der Name geht auf das slawische „vol, volos“ (=Ochse) zurück. Weles wird als ein kräftiger Mann mit einem Stierkopf oder wie ein Mensch mit drei Köpfen und Hörnern dargestellt.

Weleten - S. Lutizen.

die Wenden / Wendojo - Die alte Bezeichnung für alle Sla-

- wen, sie leitet sich vom lat. Wort „Venedi“ ab, das für verschiedene Völker benutzt wurde (Veneter) und mit dem Erscheinen der Slawen von mittelalterlichen Autoren auch für das ihnen unbekanntes Volk verwendet wurde. Speziell bezeichnet der Name Wenden oder Winden diejenigen Westslawen, die vom 7. Jahrhundert an große Teile Nord- und Ostdeutschlands (Germania Slavica) bewohnten.
- Wenek / Venedus / Wenek - Ein slawischer Männername (=Mann aus dem Stamme der Wenden, ein Slawe).
- Widukind - Ein altsächsischer Männername (=Holz, Wald, Kind). Widukind, auch Wittekind, führte als Herzog der Sachsen 777 bis 785 den Widerstand gegen Karl den Großen in den Sachsenkriegen.
- Wladan - Ein slawischer Männername, abgeleitet von dem Wort „Herrschaft“.
- Wlastislaw - Ein slawischer Männername (=der die Heimat ehrt). Der Vormann des Stammes der Luzener.
- Woratsch / Worač - Ein slawischer Männername (=Mann, der die Erde umpflügt).
- Wrбка - Ein slawischer Männername, abgeleitet von Baum Weide.
- Zeis / Cyž - Ein slawischer Männername, abgeleitet von dem Vogel Zeisig.
- Zittau / Žitawa - Die Kreisstadt des Landkreises Görlitz liegt im äußersten Südosten der Oberlausitz und Sachsens im Dreiländereck Deutschland-Polen-Tschechien. Der Name wird vom slawischen Wort für „Roggen“ abgeleitet (=Stadt, wo Roggen angebaut wird).



# INHALT

WAHL DES HERZOGS .....	7
MILIDUCHS VORHABEN .....	31
WENEK 'S BOTSCHAFT .....	54
BOSCHETECH 'S PROPHEZEIUNG .....	85
DIE BOTSCHAFT .....	III
VERSAMMLUNG IN BUDISSIN .....	135
SCHLACHT .....	162
FLÜCHTLINGE .....	184
 Kommentar .....	 192

Lubomír Jaroš  
**Miliduch**  
Zwischen Vergessen und Ewigkeit  
Eine historische Erzählung

Übersetzung: Lucie Koutníková, Marie und Peter Mayer.

Illustrationen und Umschlag: Petra Šnokhausová.

Layout: Odeta Císařová.

RENECO Verlag, PhDr. René Hladík

in Ústí nad Labem 2009.

Auflage: 200.

Druck: Josef Hlávko, Nové Město nad Metují.

ISBN 80-86563-22-7